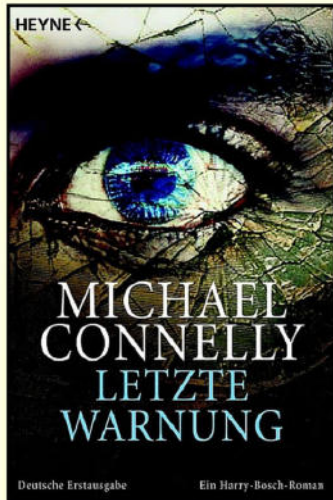
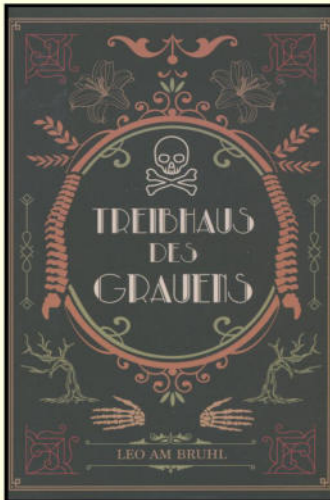
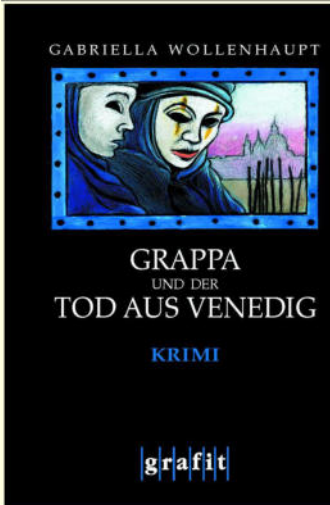


edfc



## Fantasia | 168e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1168e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-10

# AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

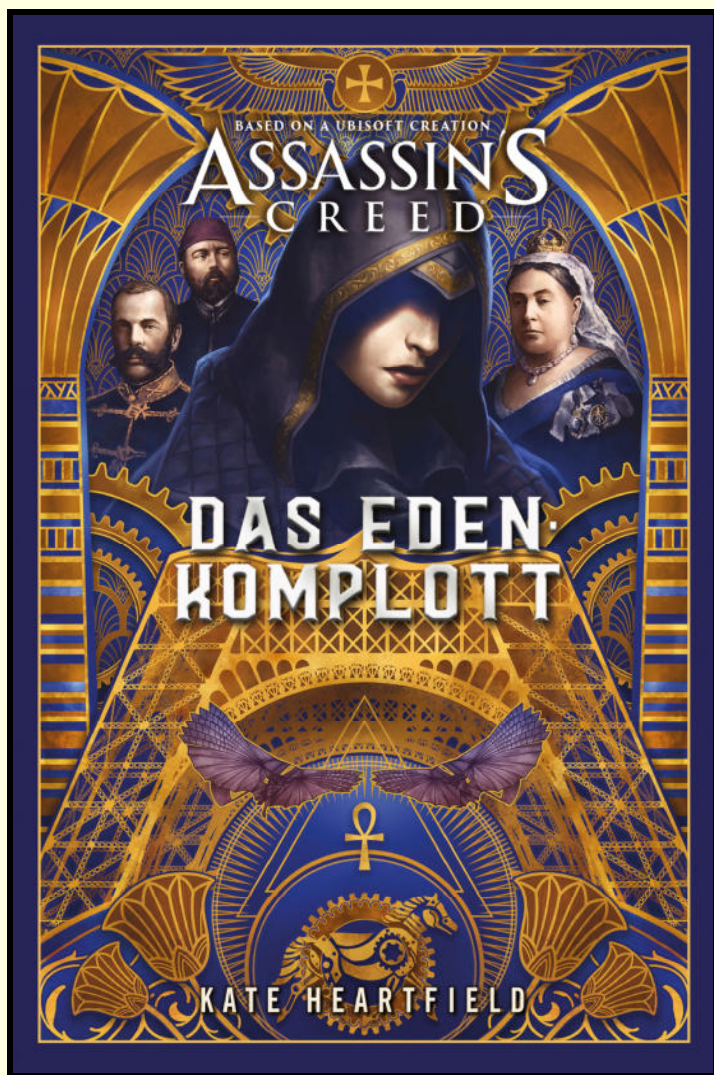
---

**Franz Schröpf**

**Fantasia 1168e – Magazin für Phantastik**



**edfc**



**Kate Heartfield**

***Assassins Creed: Das Eden-Komplott***  
***(Pierrette Arnaud 2: The Resurrection Plot,***  
**2023)**

**Cross Cult (PB 356 S./€ 16,00)**

**Ludwigsburg 2024**

**Aus dem Amerikanischen von Helga**  
**Parmiter**

**Genre: Phantastik**

Die Assassinen von Kairo beobachteten ihre alten Feinde, die Templer, sehr genau. (S. 8)

Wir schreiben das Jahr 1869. Der Kampf der aufrechten, für die Freiheit streitenden Assassinen gegen die mörderischen, eine unterdrückerische Ordnung befürwortenden Templer erreicht einen neuen Höhepunkt, denn der Khedive Ismail Pascha, der Vizekönig von Ägypten, will den eben fertiggestellten Suezkanal mit einer großen Feier einweihen. Ein Teil davon soll eine großartige Oper sein, zu der Prominenz aus der ganzen Welt eingeladen ist.

Die Assassinen Pierrette Arnaud und Simeon Price haben den Auftrag, den Templer

Albert Hawkins auszuschalten, der versucht, den Vizekönig negativ zu beeinflussen.

Pierrette hatte gerade einen Schritt in Richtung Altstadt gemacht, als die Bombe hinter ihr mit einem lauten Rumpeln, einem Knall und einer Wasserfontäne explodierte. (S. 25)

*Das Eden-Komplott* basiert auf der Computerspiel-Serie *Assassins Creed*, die historische, phantastische und technische Elemente mischt. Die Grundlage für das Spiel bildet der Roman *Alamut* (1938) des slowenischen Autors Vladimir Bartol. Der vorliegende Roman unterhält nicht nur Freunde des Computerspiels, sondern alle Fans phantastischer Action.







**Kira Licht [1980–]**

***A Spark of Time 2: Ein Date mit Mr Darcy  
One* (PB 460 S./€ 18,00)**

**Köln 2024**

**Genre: Science Fiction**

„Wer bist du?“

Die Flamme des Feuerzeuges warf tanzende Schatten auf Rays Gesicht. Der Rest seines Körpers war in der allumfassenden Dunkelheit nur zu erahnen.

Schon wieder zog mein Herz sich vor Schmerz zusammen. Seine Züge waren mir so vertraut. Diese ernsten grauen Augen, der sanft geschwungene Mund, das energische Kinn. Und jetzt? Jetzt war er ein Fremder, der meine Welt in Stücke gerissen hatte. Er hatte mich belogen, betrogen und vorgeführt.

„Bitte, Lilly, lass mich alles erklären.“ Seine Stimme war leise und Erschöpfung schwang darin mit.

Mein Blick glitt zu seiner linken Hand. Er hatte das Heiligste meiner Familie gestohlen. Nur Minuten später und er hätte sich mit unserem Zahnrad, dem Werkzeug, mit dem wir durch die Zeit

reisten, auf und davon gemacht. Der Gedanke daran war so ungeheuerlich, dass ich scharf Luft holte.

Meine verletzten Gefühle? Mein blutendes Herz? Meine Seele? Nein.

Nichts war im Moment wichtiger als dieses winzige Stück Metall. „Gib mir das Zahnrad.“

Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, da beugte ich mich vor und schnappte es ihm aus der Hand. (S. 10f)

Lilly deGray und ihr Vater führen in New York eine Antiquitätenhandlung und sind bekannt dafür, seltene verschwundene Wertgegenstände wieder aufzutreiben. Der Grund dafür ist, dass Lilly mit Hilfe eines winzigen Zahnradchens, das sie in einem Holzkreuz versteckt hat, durch die Zeit reisen kann. Zu ihrem Entsetzen stellt sich jedoch heraus, dass ihr guter Freund Ray Andrews in Wirklichkeit Damien Belmont heißt, ebenfalls Zeitreisender ist und sich an sie herangemacht hat, um ihr Zahnrad zu stehlen.

Zwar liebt Damien Lilly wahrhaftig, aber er wird von seinem unbarmherzigen Vater

erpresst: Wenn er ihm nicht alle Zahnräder auf dieser Welt besorgt – zu Lillys großer Verblüffung gibt es mehr als eines –, dann lässt er Damiens Schwester Ruby in einer Drogenklinik zugrunderichten. Der Vater braucht die Zahnräder, um damit die Taschenuhr, aus der sie ursprünglich stammen, wieder zusammenzusetzen: Mit dieser Uhr könnte er nicht nur in der Zeit reisen, sondern sogar den Ablauf der Weltgeschichte verändern.

So führen Lillys und Damiens Wege auf der Suche nach dem anderen verbliebenen Zahnrad ins England der Regency-Zeit, ins Jahr 1809. Und dort machen sie Bekanntschaft von keiner Geringeren als Jane Austen, die noch nichts von ihrem späteren Ruhm ahnt.

*Ein Date mit Mr Darcy* ist ein spannender und origineller phantastischer Roman, der mit einem furiosen Finale endet. Das Werk bildet mit seinem ersten Teil, *Rendezvous auf der Titanic*, eine Einheit und wurde wohl aus Gründen des Umfangs gesplittet.

GABRIELLA WOLLENHAUPT



GRAPPA  
UND DER  
TOD AUS VENEDIG

KRIMI

|grafit|

## **\*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa und der Tod aus Venedig**

**Gabriella Wollenhaupt [1952–]**

*Maria Grappa 15: Grappa und der Tod aus Venedig*

**Grafit 0290 (TB 220 S./€ 8,40)**

**Dortmund 2004**

**Genre: Krimi**

„Weißt du, Grappa“, sagte Kati, „du hättest nicht Journalistin, sondern Psychologin werden sollen.“

„Ach was?“, wunderte ich mich. Dass mir jemand Einfühlungsvermögen unterstellte, passierte nicht oft. „Wie kommst du denn da drauf?“

„Du bist eine, die um die Ecke denken und sich mit Gestörten voll identifizieren kann, weil sie ihnen geistig nahe ist.“

„Herzlichen Dank“, meinte ich eingeschnappt. „Schön, dass ich endlich mal erfahre, dass du mich für bekloppt hältst.“

„Tu ich doch nicht! Aber neurotisch bist du schon ein bisschen.“

„Meine Neurosen machen das Leben bunt.“ Ich griff zum Wein. „Zumindest meins.“ (S. 7)

Maria Grappa, Journalistin beim Bierstätter Tageblatt, hat einen Logiergast namens Kati Fidibus, Praktikantin beim unausstehlichen Oberstaatsanwalt Bob Rabatt. Kati geht zwar mit ihrer mangelnden Ordnungsliebe Grappa gehörig auf die Nerven, muss aber als Ersatz für den zur Erleichterung des Lesers verblichenen Kater Eberhard herhalten.

Kurz darauf erhält Grappa Nachricht von einem spektakulären Vorfall, den sie sogleich ihrem Chef Peter Jansen mitteilen muss.

„Alarm“, verkündete ich. „Drei Leichen. Im DGB-Haus!“

„Beim Gewerkschaftsbund?“, wiederholte er. „Ist der Tipp sicher?“

„Klar. Meine Quelle sitzt an der Quelle.“

„Die Kleine bei der Staatsanwaltschaft?“

„Genau die“, bestätigte ich.

„Gut! Die ist ja fixer als die Bluthunde“, freute sich sein Journalistenherz.

Das Telefon meldete sich wieder, diesmal waren es bestimmt die Blaulichtreporter. Jansen hob ab und sagte: „Danke, wir haben es schon mitgekriegt. Grappa ist gleich da.“ Und zu mir: „Du kriegst hundert Zeilen auf der Eins. Welchen Knipser willst du?“ (S. 16f)

Im DGB-Haus liegen die Leichen gleich im Dreierpack. Grappa eilt sogleich in Begleitung eines Fotografen dorthin und fragt Kati nach den Einzelheiten.

„Wer sind die Toten?“

„Keine Ahnung.“

„Was heißt denn das?“

„Die Köpfe sind weggeschossen. Was glaubst du, wie es hier aussieht? Der Täter hat wohl ein großes Kaliber mit ordentlicher Schlagkraft benutzt. Von den Wänden tropft Hirn!“ (S. 20)

Auch wenn man den Opfern den Kopf weggeschossen hat – möglicherweise mit einer

Schrotflinte –, so gelingt es der Polizei in Gestalt des Hauptkommissar Anton Brinkhoff doch, die Leichen zu identifizieren. Es handelt sich um den DGB-Chef Ansgar Hunze persönlich sowie um Tanja und Rosalia Ischenko, die sich als die Callgirls Puppa und Rosi, die munteren Zwillinge, ihren Lebensunterhalt verdienten. Vermutlich wollte der Gewerkschaftler und Hobbymaler Hunze von den Beiden die Mitgliedsbeiträge persönlich kassieren.

Grappa rätselt nach den Motiven des Mörders.

„Dann kommt der Mörder vielleicht aus irgendeiner ideologischen Ecke. Ein durchgeknallter Betriebsrat oder Vertrauensmann, der Rache für Hunzes Verrat an der Arbeiterklasse genommen hat! Oder so ein Fossil aus der Marx-Lenin-Therapiegruppe, den Hunzes bourgeoise Dekadenz zur Knarre hat greifen lassen.“

„Ich glaube, du beurteilst die Linken in unserer Gesellschaft etwas zu romantisch, Grappa“, lachte Jansen. (S. 30)



Hier beklagt sich Kati bei Grappa über ihren rüpelhaften Chef.

„[...] Mir reicht es für heute“, seufzte Kati. „Ich habe vor der Obduktion noch die Vernehmungen gemacht und der Arsch von Rabatt saß dabei und zog an seiner stinkenden Pfeife. Und als die Zeugen raus waren, hat er meine Frage-technik in Grund und Boden gedonnert. Der Typ ist so was von ätzend! Ich hätte ihn am liebsten an die Wand geknallt. Neulich hat er sich darüber mokiert, dass immer mehr Frauen ins Richteramt kämen, dabei wisse man doch, dass das weibliche Geschlecht zwei Mal im Monat unzurechnungsfähig sei – während der Menstruation und bei Vollmond. Ich sag dir, Grappa, wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann würg dem Kerl mal so richtig einen rein.“ (S. 35)

Dem ekelhaften Oberstaatsanwalt eine reinwürgen – das lässt sich Grappa nicht zweimal sagen. Allerdings bietet sich so schnell keine passende Gelegenheit, im Ge-

genteil, Grappa ist zwecks Recherche gezwungen, mit Rabatt zusammenzuarbeiten.

Es gibt nämlich einiges zu erfahren: Ansgar Hunze, der Hobbymler, hat zusammen mit dem passionierten Mundartdichter Karl Krawotcki und dem progressiven Komponisten Ben Wiesengrundel in Venedig seltenteure Kreativseminare für begüterte und leicht überdrehte Kunden abgehalten. Als Krawotcki auf nämliche Art und Weise ins Jenseits befördert wird wie Hunze & Co., da gibt es für Grappa kein Halten mehr: Sie fliegt auf Verlagskosten in die Lagunenstadt.

*Grappe und der Tod aus Venedig* ist ein rundum gelungener Krimi: Er hat eine geheimnisvolle, aber vollkommen logisch durchdachte Handlung; ein ansprechendes Ambiente; und nicht zuletzt ist er mit Ironie und Sarkasmus überzuckert.

Hier betrachtet Grappa in Venedig den Grund eines Kanals, der zwecks Restaurierung abgepumpt worden war.

Der Lagunenarm in der Nähe hieß Rio San Pantalon, das Wasser war zum Teil abgelassen, die Fundamente der Häuser

wurden restauriert. Auf dem Grund der Lagune türmten sich Schlamm und vermodernder Müll, auch Bauschutt war dabei, ich sah das Skelett eines alten Kinderwagens und einen Totenkopf, dazwischen Arbeiter mit Schaufeln.

Der Tod in Venedig, dachte ich, da liegt er im Schlamm. Es war eine Maske aus Plastik, die mich angrinste, wohl ein Überbleibsel von Karneval. Ich starrte noch ein paar Augenblicke auf den Kopf und einer der Bauarbeiter rief mir etwas zu, seine Kollegen lachten. Nach dem Ton des Lachens und den Blicken der Männer zu schließen war die Bemerkung anzüglich gewesen. (S. 88)

Das ist ein schönes Beispiel für die Fähigkeit von Gabriella Wollenhaupt, die morbiden Seiten Venedigs zu schildern, die sie vermutlich aus selbst bei einem Besuch in der Stadt in Augenschein nehmen konnte.

Und hier unterhalten sich Grappa und die nachgekommene Kati über die speziellen Vorzüge des attraktiven Kochs Michelangelo Baci, der an den ominösen Seminaren aufgetischt hat.

„Der Koch begleitet uns heute Abend ins Konzert“, begann ich. „Und danach hat er mich noch zum Essen eingeladen.“

„O schön, kocht er für uns?“, fragte Kati und biss mutig in das Croissant. „Nach dem Touristenfraß hier wäre das ein echter Lichtblick.“

„Er sprach von einem Abendessen zu zweit“, meinte ich sachte.

„Und was ist mit mir?“ Sie hatte es wohl begriffen, aber noch nicht verarbeitet.

„Du gehst schön brav in dein Bettchen“, schlug ich vor. „Du fühlst dich doch heute gar nicht so gut. Denk an deine Gesundheit.“

„Aha. Ich verstehe!“ Kati war eingeschnappt.

„Baci hat mich eingeladen und nicht uns beide. Punkt!“

„Er kennt mich ja noch nicht“, meinte sie.

„Ein Grund, ihn zu beneiden!“

„Schon gut“, winkte sie großzügig ab. „In deinem Alter musst du eben jede Chance nutzen.“

„Genau. Danke für dein Verständnis.“

„Du solltest vielleicht vorher zum Friseur gehen“, sagte sie in betont herzlichem Ton. „Um die Ecke ist so ein kleiner Salon. Die geben dir bestimmt kurzfristig einen Termin, wenn sie dich sehen. Erste Hilfe gibt es ja sicher auch in Italien.“ (S. 115)

Kati ist natürlich sehr viel jünger als Grappa, die, leicht mollig geworden, offenbar schon in den Vierzigern steckt, aber dennoch eine gewisse Faszination auf Köche auszuüben scheint, wobei sie selbst allein schon durch Bacis Anblick hin und weg ist. Natürlich müssen sich die beiden Frauen ziemlich heftig auf den Arm nehmen, tragen sich dabei aber nichts nach.

Als letztes Zitat noch eine Szene aus einer vormals sehr bekannten Fernsehwerbung, die Gabriella Wollenhaupts Talent für bissige Bemerkungen deutlich macht.

Kati sah fern und mich empfing das Gepolper eines ältlich gewordenen blond gelockten Goldbären, der der Tüte entsprungen sein musste, für deren ge-

sundheitsschädlichen Inhalt er im Fernsehen warb. Die Sendung war Konfektionsware und ich bat Kati, das Zeug wenigstens leiser zu stellen. (S. 199)

Der Titel „Der Tod aus Venedig“ ist natürlich eine Anspielung auf Thomas Manns hochberühmte Novelle *Der Tod in Venedig* aus dem Jahr 1911. Die Autorin lässt es sich nicht nehmen, immer wieder aus diesem Werk Stellen zu zitieren, die zu Grappas jeweiligen Eindrücken passen. Dabei wird offenbar, dass Thomas Mann einen gestochen ausgezirkelten, bombastisch klingenden Stil schreibt, der den Eindruck hinterlässt, es wäre dem Autor vor allem darum gegangen, sein Talent in den Vordergrund zu stellen und sich als den Ästheteten der Ästheteten zu präsentieren. Ganz abwegig ist diese Strategie deshalb nicht, weil Manns Protagonist Gustav von Aschenbach selbst ein gefeierter und für seine Verdienste um Volk und Vaterland geadelter, allerdings geistig leicht derangierter Schriftsteller ist.



Larissa Schira

*Das*  
*Funkeln*  
*von*  
STERNEN  
STAUB

*one*



**Larissa Schira [1995–]**

***Das Funkeln von Sternenstaub***

**One (PB 448 S./€ 15,00)**

**Köln 2024**

**Genre: Drama**

Ich verstand sofort, warum sie bei dem Anblick an mich gedacht hatte. Die junge Frau auf der Anzeige hatte, genau wie ich, bunt gefärbte Haare, außerdem unzählige Piercings und Tattoos. Darüber prangte in großen Lettern der Schriftzug *Misfit Models*. Schnell überflog ich den Text.

*Egal wohin du gehst, du stichst immer aus der Masse heraus? Du bekommst oft schräge Blicke von Fremden? Du bist attraktiv, aber entsprichst nicht der Norm? Du wolltest schon immer vor der Kamera stehen oder dein Talent auf dem Laufsteg beweisen? Dann werde Teil unserer großen Beauty-Revolution! GNTM war gestern. Wir suchen authentische, ausgefallene Charaktere, die wir auf ihrem Weg zum ersten Misfit Model begleiten können! Du hast eine einzigartige Ausstrahlung? Du hast Tattoos, Piercings oder eine unge-*

*wöhnliche Frisur? Dann bewirb dich jetzt auf unserer Website für die TV-Show des Jahres und zeige der Welt, wie schön Anderssein ist! Der Gewinnerin winken ein Preisgeld und ein Vertrag bei der renommierten Modelagentur xo-Models! (S. 7f)*

Die junge Mel wird von ihrer Freundin Jule auf eine Anzeige hingewiesen: Eine Fernsehshow sucht Bewerberinnen, die attraktiv sind, aber von dem gegenwärtigen Schönheitsideal abweichen. Offenbar hat Mel etwas an sich, das Jule auf den Gedanken gebracht hat, ihre Freundin wäre die ideale Kandidatin.

Mel ist anfangs von der Idee nicht so begeistert, aber sie geht ihr nicht mehr aus dem Kopf.

In der Nacht hatte mir die Model-Idee, die Jule mir in den Kopf gepflanzt hatte, keine Ruhe gelassen.

Die Vorstellung von mir – einer jungen Frau mit Kurven und grünem Haar – auf einem Laufsteg war absurd. Trotz allem, was sich in den letzten Jahren in der Modewelt getan hatte, schien es mir

unmöglich, dass eine Show wirklich jemanden wie mich suchte. Und wenn sie es doch tat, musste es einen Haken an der Sache geben. (S. 12)

Schließlich entscheidet sich Mel für eine Online-Bewerbung. Da man alle seine Körpermaße eingeben muss, bittet Mel ihren Freund Max, ihr mit dem Maßband zu helfen.

Langsam ließ er das Maßband sinken.  
„Sicher, dass das so richtig ist?“

Ich ahnte, was ihm durch den Kopf ging. Und ich war mir nicht sicher, ob ich wirklich wollte, dass er es aussprach. „Natürlich. Warum?“

„Naja ... es heißt doch immer 90-60-90, oder? Klar hat das keiner, habe ich auch nicht erwartet, aber was ich da gerade gemessen habe ... meinst du nicht, das ist langsam ein bisschen ... zu viel? Ist ja bestimmt auch ungesund, wenn die Zahlen so weit davon weg sind.“ Irritiert schaute er an mir hinunter, als würde er mich gerade zum ers-

ten Mal bewusst ansehen, und schüttelte dann ungläubig den Kopf. (S. 16)

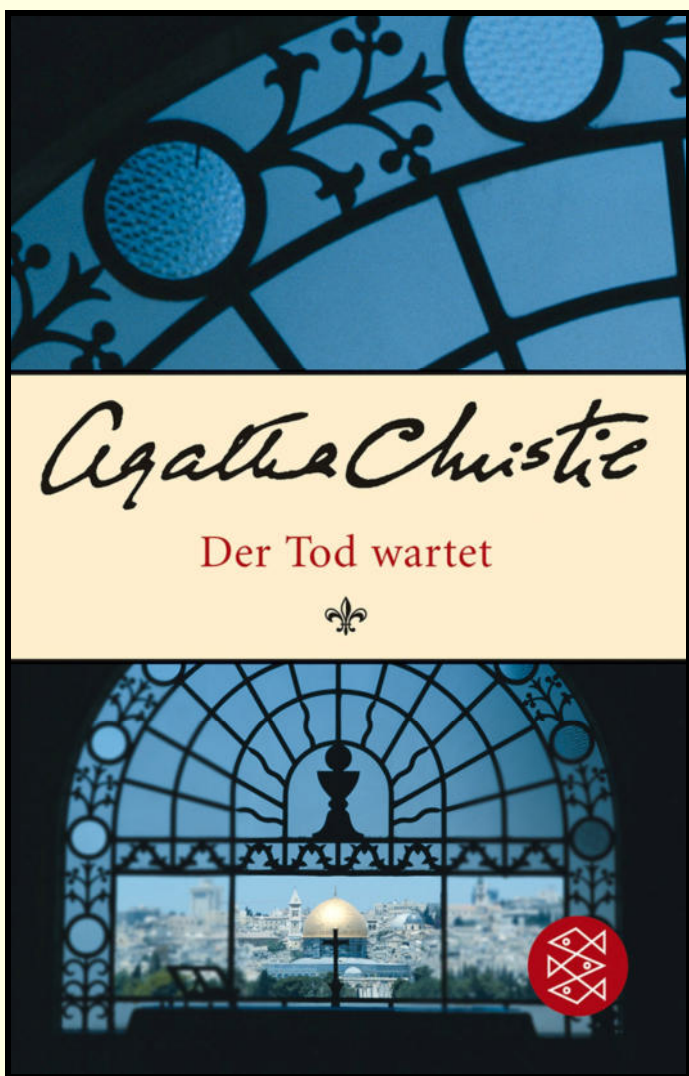
Das ist ein starkes Stück von Max, Mel wegen ihrer Maße zu kritisieren – als wäre ihm gerade jetzt erst aufgefallen, dass sie überall ordentliche Kurven hat.

Ob die Show ein vernünftiges Anliegen hat oder ob sie nur dazu dient, die Teilnehmer der Lächerlichkeit preiszugeben, das wird sich erst noch herausstellen. Aber der Azubi-Kameramann Luke, der zu Mel ganz besonders nett ist, ist zumindest ein erster Lichtblick.

*Das Funkeln von Sternenstaub* ist kein phantastischer Roman, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte; der Titel spielt vielmehr auf das Schicksal von Fernsehsternchen an.

Das Hauptthema des Werkes ist die Einstellung einer jungen Frau zu ihrem Körper, der nicht ganz mit dem durch die Medien vorgegebenem Ideal übereinstimmt. Larissa Schira tritt dafür ein, sich selbst stets in einem positiven Licht zu sehen und sich so zu akzeptieren, wie man ist, anstatt krampfhaft zu versuchen, sich körperlich zu opti-

mieren; damit leistet sie einen wichtigen Beitrag für die Selbstsicherheit heranwachsender Menschen.



## **Agatha Christie**

**Hercule Poirot 18: Der Tod wartet**

**(Appointment with Death, 1938)**

**Fischer 17 959 (TB 252 S./€ 7,95)**

**Frankfurt am Main 2008**

**Aus dem Englischen von Ursula-Maria  
Mössner**

**Genre: Krimi**

*„Du siehst doch ein, dass sie sterben muss?“*

Die Worte wehten hinaus in die stille Nacht, schienen einen Moment in der Luft zu verharren und dann in der Dunkelheit hinunter zum Toten Meer weiterzuziehen.

Hercule Poirot, die Hand schon am Fenstergriff, hielt stirnrunzelnd inne. Dann machte er energisch das Fenster zu, um die schädliche Nachtluft auszusperren. Hercule Poirot war in dem Glauben erzogen worden, dass man die Luft von draußen am besten draußen ließ und dass insbesondere Nachtluft der Gesundheit höchst abträglich war. (S. 9f)

Hercule Poirot, der weltbekannte belgische Meisterdetektiv mit dem phänomenalen Schurrbart, macht Urlaub in Jerusalem und hört dabei einen Dialog aus einem Nachbarzimmer, aus dem hervorgeht, dass zwei Personen eine dritte vom Leben zum Tod befördern wollen. So ganz ernst nehmen kann er die Drohung allerdings nicht.

Anschließend verlieren wir Poirot für längere Zeit aus den Augen, sondern wenden uns einer Familie von amerikanischen Touristen zu: Es treten auf die Geschwister Raymond und Carol Boynton – die Urheber des mysteriösen Dialogs –; ihr Bruder Lennox mit Frau Nadine; die monströs voluminöse Stiefmutter Mrs. Boynton; und ihre leibliche Tochter Ginevra, genannt Jinny.

Schließlich sagte Raymond, nun in ruhigem und sachlichem Ton: „Dann stimmst du mir zu, Carol?“

Carol erwiderte mit fester Stimme: „Ich glaube, sie muss sterben – ja.“  
(S. 11)

Offenbar haben sich Raymond und Carol keinen Scherz erlaubt, sondern planen



ernsthaft die Ermordung ihrer Stiefmutter. Diese war vor ihrer Hochzeit Wärterin einem Gefängnis und hat den begüterten Direktor Boynton, Witwer mit drei Kindern, geheiratet. Seit dem Tod ihres Mannes verwaltet sie das gesamte Erbe und teilt es nach Gusto in kleinen Gaben aus. Es ist offensichtlich, dass Mrs. Boynton innerlich ebenso hässlich ist wie äußerlich: Sie ist eine ausgemachte Sadistin und Psychopathin, die Freude am Quälen anderer Menschen hat. Deshalb kettet sie auch ihre Kinder so eng an sich wie nur möglich, nämlich um sie tagtäglich terrorisieren zu können.

Wir begegnen zwei weiteren Touristen, der jungen Ärztin Sarah King und dem Psychiater Dr. Gérard, die Mrs. Boynton von Anfang an durchschauen und sich Sorgen um die sensiblen Kinder Lennox und Jinny machen.

Dr. Gérard dachte: Was für eine unsägliche alte Tyrannin!

Und dann waren die Augen der alten Frau plötzlich direkt auf ihn geheftet, so dass er jäh den Atem anhielt. Kleine glühende schwarze Augen starrten ihn

an, die et-was ausstrahlten, eine Energie, eine starke Kraft, eine Woge hinterlistiger Bösartigkeit. Dr. Gérard wusste um die Macht der Persönlichkeit. Er erkannte, dass es sich hier nicht um eine verwöhnte, tyrannische Kranke handelte, die ihren Launen und Marotten freien Lauf ließ. Diese alte Frau war eine starke Kraft. In der Bösartigkeit ihres starren Blickes spürte er eine Ähnlichkeit mit der Wirkung, die eine Kobra auslöst. Mrs Boynton mochte alt, leidend, für Krankheiten anfällig sein, aber sie war keinesfalls machtlos. Sie war eine Frau, die wusste, was Macht war, die ihr Leben lang Macht ausgeübt und nie auch nur einen Moment an ihrer eigenen Stärke gezweifelt hatte. (S. 21)

Und tatsächlich, es dauert nicht lange, da segnet die schwer herzkrankte, aber zäh am Leben hängende Mrs. Boynton anlässlich eines Ausflugs das Zeitliche.

Zwei erschrockene Diener stürzten herein und redeten aufgeregt in Arabisch auf den Dragoman ein.

Mahmoud blickte sich verwirrt um und ging hinaus. Sarah folgte ihm impulsiv.

„Was ist passiert?“

„Die alte Dame“, erwiderte Mahmoud. „Abdul sagt, sie krank – bewegt sich nicht.“

„Ich komme mit.“

Sarah machte sich sofort auf den Weg. Sie kletterte hinter Mahmoud den Abhang hinauf und folgte dem schmalen Pfad, bis sie zu der hockenden Gestalt kam, fasste nach der aufgedunsenen Hand, suchte den Puls, beugte sich vor...

Als sie sich wieder aufrichtete, war sie sehr blass.

Sie ging zurück zum Gemeinschaftszelt. Am Eingang blieb sie kurz stehen und blickte zu der Gruppe am hinteren Ende des Tisches hinüber. Als sie sprach, klang ihre Stimme sogar für sie selbst barsch und unnatürlich.

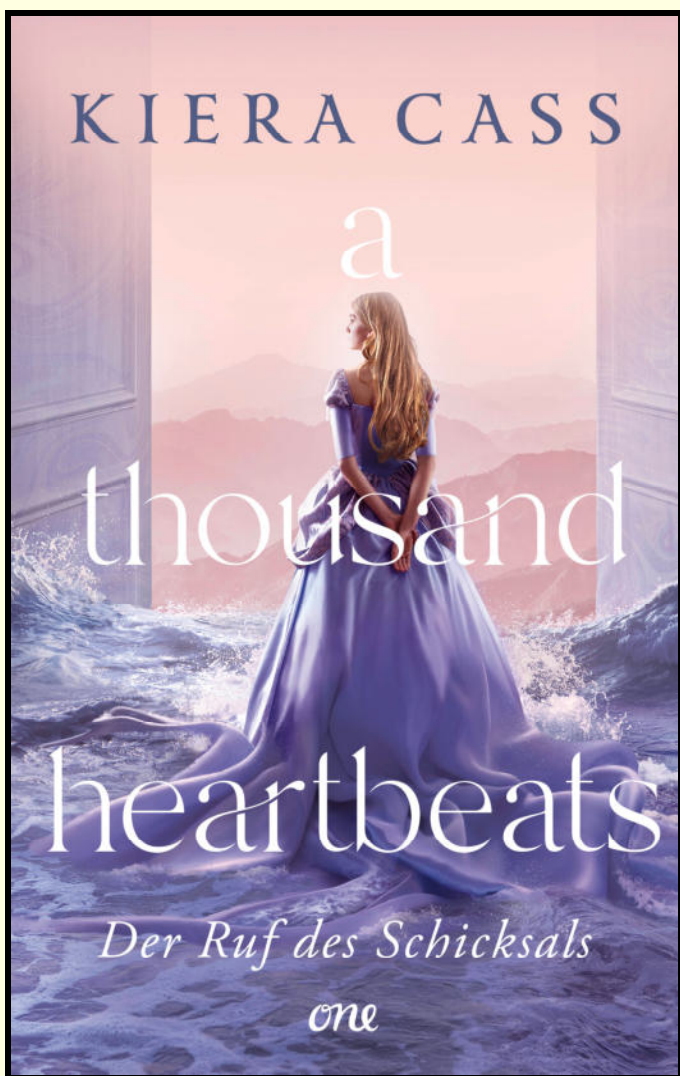
„Es tut mir sehr Leid“, sagte sie und zwang sich, ihre Worte an das Oberhaupt der Familie, an Lennox, zu richten. *„Ihre Mutter ist tot, Mr Boynton.“*

Und wie aus weiter Ferne beobachtete sie die Gesichter der fünf Menschen, für die diese Nachricht die Freiheit bedeutete... (S. 105f)

Nun ist es an Hercule Poirot, mit Hilfe seines unübertroffen scharfen Verstandes nicht nur die exakte Todesursache festzustellen, sondern auch den oder die Mörder zu entlarven.

Agatha Christie wählt in ihren Krimis zwar immer ein ähnliches Handlungsschema, nämlich einen Mord innerhalb einer größeren Familie oder eines Bekanntenkreises, ändert aber im Gegensatz zu anderen Autoren immer wieder ihren Stil und nimmt sich die unterschiedlichsten Genres zum Vorbild. In *Der Tod wartet* hat sie sich der Psychologie verschrieben und doziert in einer allerdings recht oberflächlichen und schablonenhaften Weise über den Charakter eines Psychopathen, was der Spannung nicht gerade förderlich ist.





**Kiera Cass**

***A Thousand Heartbeats – Der Ruf des Schicksals***

***(A Thousand Heartbeats, 2022)***

**One (PB 656 S./€ 18,00)**

**Köln 2024**

**Aus dem Amerikanischen von Cherokee Moon Agnew**

**Genre: Fantasy**

Auf dem Weg zurück zur Burg überlegte ich, wohin ich zuerst gehen sollte: in meine Kammer oder in den Speisesaal. Ich blickte an meinem Mantel hinab, betrachtete meine Schuhe und wischte mir über die Wange. Mein Handrücken zeigte Spuren von Schmutz, Schweiß und Blut, und mein Hemd war ebenfalls blutbesudelt.

Dann würde ich zuerst in den Speisesaal gehen. Sollten es ruhig alle sehen.  
(S. 10f)

König Kawan herrscht von Vosino Castle aus über das kleine Königreich Dahrain. Er hat zusammen mit seiner Frau Trista einen Sohn namens Lennox, der ein großer Krie-

ger ist: Eben hat er drei Deserteure persönlich getötet.

Obwohl ich bereits mein ganzes Leben hier verbracht hatte, war ich immer noch ganz verzückt von Meckonah Castle mit seinen großen Fenstern, den Marmorböden und der Vielzahl an Galerien. Aber vor allem war es mein Zuhause.

Meine Eltern hatten sich damals gegen eine kirchliche Trauung entschieden und sich das Eheversprechen stattdessen draußen auf dem offenen Feld gegeben.

Ich war hier geboren worden. Meine ersten Worte, meine ersten Schritte, einfach alles hatte zum allerersten Mal hier stattgefunden. Ich war so stolz auf alles, so verliebt in den Palast und das Land. Es gab nur wenig, was ich dafür nicht getan hätte. Um ehrlich zu sein, hätte ich für Kadier alles getan. (S. 17)

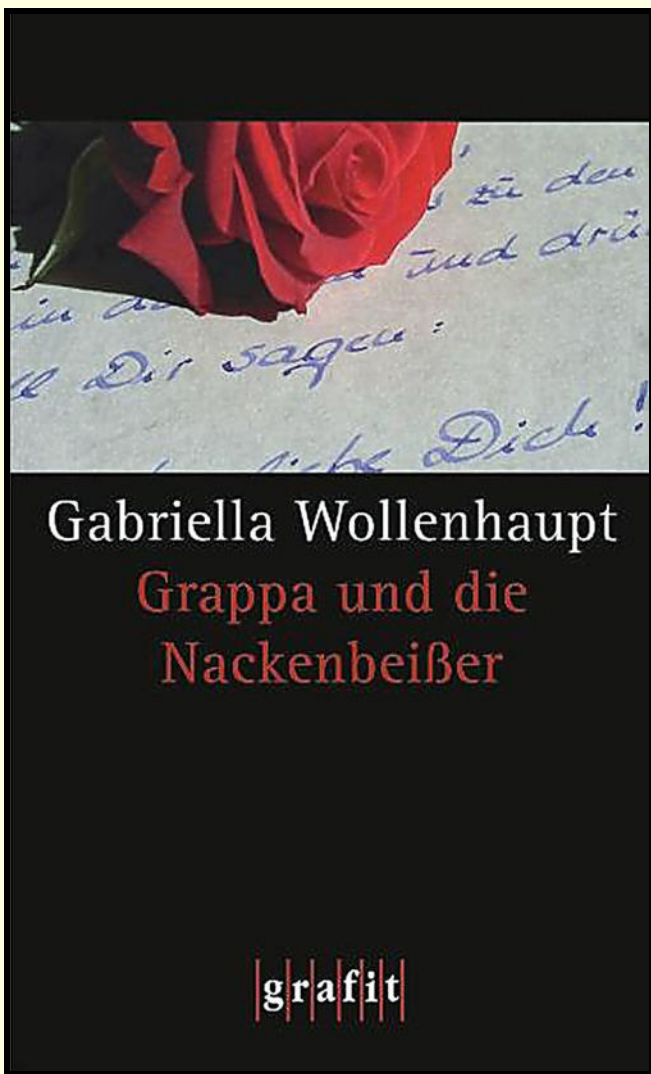
Hier spricht die Prinzessin Annika über ihr Leben. Sie ist die Tochter von Theron Vedette und hat einen Bruder namens Escalus;



ihr Vater herrscht von Meckonah Castle aus über das kleine Reich Kadier. Annika ist eine feinsinnige junge Frau, die den schönen Künsten zugetan ist. In Kürze soll sie ihren Cousin Nickolas, den Duke von Canisse heiraten, ein Schicksal, in das sie sich wohl oder übel fügt.

Allerdings führt der Zufall Lennox und Annika zusammen, die sich trotz ihrer sehr unterschiedlichen Veranlagung zueinander hingezogen fühlen. Aber wird es wirklich zu einer Verbindung dieser zwei jungen Menschen kommen?

*A Thousand Heartbeats – Der Ruf des Schicksals* ist eine romantische Liebesgeschichte in Form eines Fantasyromans über zwei Königskinder, die eigentlich nicht zusammen kommen können, weil ihrer beider Eltern streng dagegen sind. Die Geschichte wird in Ichform abwechselnd aus der Sicht von Lennox und Annika erzählt.



## **\*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa und die Nackenbeißer**

**Gabriella Wollenhaupt [1952–]**

**Maria Grappa 17: Grappa und die Nackenbeißer**

**Grafit 335 (TB 250 S./€ 8,95)**

**Dortmund 2007**

**Genre: Phantastik-Krimi**

*Seit er die schöne Fremde im Park des benachbarten Schlosses gesehen hatte, war Gero Graf Greiffenclau wie verzaubert. Jeden Morgen ritt er durch den Wald zu dem Hügel, von dem aus er den Park überblicken konnte, um mit klopfendem Herzen auf das Erscheinen der Schönen zu warten.*

*Graf Gero band sein Pferd fest und verbarg sich hinter einem dicken Baumstamm. Im selben Augenblick trat eine zierliche Gestalt durch die Terrassentür des Schlosses. Das Sonnenlicht ließ das blonde Haar wie gesponnene Seide schimmern. Das schlichte weiße Kleid betonte die Schönheit, das Mädchen sah aus wie eine Prinzessin. Graf Gero hob sein Fernglas an die Augen. Sein Herz pochte in einem un-*

*regelmäßigen Rhythmus. Die junge Frau lief die Treppe hinunter zum Park. Ihr Gang war leicht und sie schien zu schweben.*

*Graf Gero atmete tief durch und in seinem Herzen tanzte die Freude.*

„Mir wird übel“, sagte ich und ließ das Buch sinken. „In seinem Herzen tanzte die Freude ... Ich lach mich schlapp. Wer zum Teufel liest denn so einen Mist?“

„Die Frau hat Millionenauflagen“, meinte Peter Jansen. „Sie verdient eine Menge Geld mit dem Mist und sie hat sich vor ein paar Monaten am Rand von Bierstadt ein Haus gekauft.“

„Was kann ich dafür?“, maulte ich.  
(S. 9)

Der Chefredakteur des Bierstädter Tageblatts, Peter Jansen, war zu Schulzeiten in Liebe entbrannt zu Gerlinde Bomballa. Und ebendiese, mittlerweile deutlich gealterte, Dame schreibt unter dem Pseudonym Lilo von Berghofen unglaublich erfolgreiche historische Liebesromane, die man in gewissen Kreisen wegen ihrer uniformen Titel-

bilder auch Nackenbeißer nennt – dort leckt in der Regel ein halbnackter Mann lüsternd den Hals seiner ekstatisch erregten Geliebten, vorzugsweise von hinten. Auf Englisch heißt das Genre dramatischer „Bodice Ripper“.

Und nun verlangt Jansen von seiner besten Kraft, der borstigen Journalistin Maria Grappa, eine Reportage über Lilo zu schreiben.

War ich wirklich schon so tief gesunken, Artikel für die bunten Seiten des *Bierstädter Tageblattes* produzieren zu müssen? Mit einer warm formulierten Homestory über eine Frau, die Bücher schrieb, von denen ich mich stets ferngehalten hatte: Groschenromanen. Die meisten glaubten ja, dass Groschenromane so hießen, weil sie – billig zusammengeheftet – nur ein paar Groschen kosteten. Doch die Erklärung war eine andere: Sie waren für die geschrieben, bei denen die Groschen normalerweise langsamer fielen. (S. 10)

Obwohl sich in Grappa alles gegen Schundliteraten sträubt, lässt sie sich doch breitschlagen, Lilos feudales Heim, den sogenannten Rabenhügel, zu besuchen. Als Lilo trotz Grappas aufdringlichen Bemühens nicht öffnet und eine hinkende Gestalt dem Haus entfleucht, ruft Grappa vorsichtshalber die Polizei, die in Gestalt des Hauptkommissars Anton Brinkhoff erscheint.

Die Männer verschwanden hinter der Tür.

„Ich hab kein gutes Gefühl“, flüsterte Jansen.

„Ich auch nicht“, bekannte ich. „Weißt du eigentlich, was diese Zahlen hier bedeuten?“

Ich wies auf das Quadrat an der Tür.

„Keine Ahnung“, meinte Jansen abwesend.

Um irgendwas zu tun, kopierte ich das Zahlengebilde in meinen Notizblock.

Schritte näherten sich, die beiden Polizisten kehrten zurück.

„Wir haben eine tote Frau gefunden“, teilte Brinkhoff mit. „Es scheint sich um die Hausbesitzerin zu handeln.“ (S. 31)

Lilo ist tot, ohne erkennbare äußere Einwirkungen. Ein Blatt Papier, mit einer mehrdeutigen Zeile, die ein Abschied sein könnte, wird gefunden.

Nein, sagt Jansen, Lilo habe keinen Selbstmord begangen. Vielmehr habe sie ihn schon vor einem halben Jahr um Hilfe gegen eine unbekannte Gefahr gebeten, aber er habe nicht reagiert, weil er ihr immer noch nachgetragen habe, dass sie ihn in seiner Jugend verschmäht habe.

Später schleicht Grappa wieder um Lilos Haus, das von einem sonderbaren Raben bewacht wird. Sie erblickt im Innern ein Mädchen in einer unmodernen Kleidung und macht durch das Fenster ein Foto – mit dem Ergebnis, dass auf dem Bild zwar das Zimmer, nicht aber das Kind zu sehen ist.

Die Obduktion der Leiche bringt zu Tage, dass Lilo mit Rizin vergiftet wurde. Weil dieses Kraut just in Jansens Garten wächst und dieser unerwarteterweise der Alleinerbe von Lilos großem Vermögen ist, wird er schnurstracks verhaftet.

Ein Mensch namens Salomon Wachlin taucht auf, der unter dem Namen Johann Faust Séancen organisiert. Er will den Geist

von Lilo beschwören, um ihr ihre Geheimnisse zu entlocken. Nebenbei bringt Grappa in Erfahrung, dass auch Lilo unter dem Hexennamen Melencolia in Sachen Totenbeschwörung gegen überzogenes Entgelt aktiv war, was bei den Geschädigten durchaus ein Rachemotiv nahelegen könnte.

*Grappa und die Nackenbeißer* wagt einen Ausflug ins Phantastische: Die mysteriösen Vorfälle, die man nur mit viel gutem Willen als natürlich erklären kann, werden auch am Ende nicht aufgelöst, was neben der großen Spannung dieses Romans und Gabriella Wollenhaupts wunderbar ironisch-zynischem Stil für eine leichte Gruselatmosphäre sorgt.

Grappa zeigt sich in diesem Roman als ganz besonders bissige Person, was die folgenden Zitate belegen sollen.

Hier teilt Grappas Kollege Simon Harras ihr mit, dass die Redaktionssekretärin Susi sich nach ihr erkundigt habe.

„[...] Auch Susi hat schon nach dir gefragt.“

„Ich bin gerührt“, meinte ich. „Was wollte sie denn? Stella kocht mir neuer-



dings freiwillig Kaffee. Hat Susi etwa Ähnliches vor?“

„Nein. Sie plant, sich ein Fußkettchen tätowieren zu lassen.“

„Und ich soll ihr das stechen, oder was?“

„Klar, weil du so einen scharfen Verstand hast. Zurzeit läuft eine Meinungsforschung in der Redaktion. Und da du die Ikone des guten Geschmacks bist, zählt deine Meinung doppelt.“

„Ich bin für ein Tattoo bei Susi“, erklärte ich. „Aber es sollte quer über der Stirn sitzen. Die Worte: dumm-und-blond.de.“

„Wie heißt noch mal das Gift, mit dem die Berghofen so erfolgreich ins Jenseits geschickt wurde?“

„Rizin.“

„Ich werde es Susi empfehlen.“

„Die Herstellung ist piepeinfach. Das kriegt sogar unsere Susi gebacken.“  
(S. 125)

Ob jetzt die gute Susi wirklich so dumm und unfähig ist, wie sie von Grappa hingestellt wird, oder ob die alternde Grappa auf

die junge und hübsche Kollegin nur neidisch ist, wird nicht geklärt, da ja Grappa selbst unsere einzige Berichterstatterin ist.

Sie trug einen kurzen Rock und hatte sich tatsächlich ein Fußkettchen tätowieren lassen. Es sah aus wie der Markierungsstrich an einer Schweinehälfte.  
(S. 146)

Diese abwertende Bemerkung über Susi ist nun schon eine ausgemachte Bosheit von Grappa und hat mit Objektivität nichts mehr zu tun.

Jetzt folgt eine Bemerkung über Motorradfahrer, die bei ihnen nicht wohlgesinnten Personen auch als Organspender bekannt sind.

Der Polizeifahrer nahm den Weg aus der Stadt hinaus und lenkte ihn in die Bierstädter Berglandschaft. Natürlich handelte es sich in Wahrheit nur um kleine, bewaldete Hügel mit verschlungenen Straßen, auf denen zur Motorradsaison Nierenkranke auf ein passendes Organ hofften. (S. 136)

Und hier unterhält sich der Hauptkommissar mit Grappa über die segensreiche Wirkung von Rizin.

„[...] Ich habe auch Rizinus zu Hause – ohne davon gewusst zu haben. In dem Trockengemüse, das meine Frau vor hundert Jahren an die Wohnungstür gehängt hat.“

„So was kann bei ehelichem Zwist sehr hilfreich sein.“

„Leider war mir die Wirkung von Rizinus vor der Scheidung nicht bekannt“, seufzte Brinkhoff. „Sonst hätte ich die Unterhaltszahlungen nicht leisten und Mitglied in einem speißigen Sparclub werden müssen.“

„Ihre Ex war offensichtlich auch ahnungslos“, grinste ich. „Sonst würde sie jetzt eine fette Witwenpension beziehen.“ (S. 147)

Abschließend kann man noch konstatieren, dass schmalzige Liebesromane ein leichtes Ziel für Gabriella Wollenhaupts Spott sind; da hat sie zu anderen Zeiten etwa mit den

modernen Theaterinszenierungen schon wehrhafteres Wild erlegt.



SCIENCE-FICTION-BESTSELLERAUTOR  
STEPHEN BAXTER

# DIE TAUSEND ERDEN

ROMAN

HEYNE <

**Stephen Baxter**

*Die tausend Erden*

*(The Thousand Earths, 2022)*

Heyne 32 324 (PB 718 S./€ 18,00)

München 2024

Aus dem Englischen von Jakob Schmidt

Genre: Science Fiction

Bei seinem Aufenthalt hier ging es John nicht einmal um den Jupiter – und auch nicht um Callisto oder um interplanetare Politik. Zumindest nicht direkt. Schon bald würde er dieses rohstoffreiche Planetensystem verlassen, zusammen mit seiner Crew ähnlich tickender suizidaler Dummköpfe, auf einer Mission Richtung Andromeda-Galaxis, von der es kein Zurück geben würde. Das war schon ein dickes Ding, eine Reise von *fünf Millionen* Lichtjahren – und fünf Millionen unumkehrbaren Jahren in die Zukunft. (S. 10)

Wir befinden uns im Jahr 2154. Denise Libby macht sich auf, ihren Exmann John Hackett zu interviewen. Dieser hat nämlich die Absicht, mit dem Raumschiff „Perseus“

zur Andromeda-Galaxis zu reisen. Dies ist möglich, weil das Schiff mit einem Segel ausgerüstet ist, das fünfzehn mal Erddurchmesser aufweist und die geheimnisvolle Dunkle Energie absorbieren kann. Wegen des unbegrenzten Vorhandenseins dieser Energie ist der langsamen, aber stetigen Beschleunigung der Perseus keine Grenze gesetzt: Sie wird so nahe an die Lichtgeschwindigkeit beschleunigen, dass Andromeda in zwölf Jahren erreicht sein wird – während auf der Erde zweieinhalb Millionen Jahre vergehen.

Als John nach zehn Jahren wieder einmal zur regelmäßigen Inspektion des Raumschiffs aus seinem Schwebetank geweckt wird, muss er feststellen, dass seine sechs Mitreisenden tot sind – offenbar war hier Sabotage am Werk. John setzt seine Reise trotzdem fort, erreicht Andromeda und kehrt wieder heim: Er erreicht die Erde nach real fünf Millionen Jahren. Das ganze Sonnensystem ist so gut wie unbewohnt; die Planeten sind aller ihrer Schätze beraubt; und die Menschheit hat sich zu anderen Sternen aufgemacht.



Kurzerhand startet John die Perseus wieder, nähert sich aber diesmal so weit der Lichtgeschwindigkeit, dass nicht nur die Jahrillionen, sondern die Jahrillarden an ihm vorbeibrausen. Er kommt schließlich auf einem System der tausend besiedelten Erden an, das so alt ist, dass die Planeten einer nach dem anderen zerfallen.

Stephen Baxter präsentiert uns in *Die tausend Erden* eine unglaublich weitgespannte Vision der Zukunft, wie es vor ihm nur wenige andere Science-Fiction-Autoren unternommen haben.



**Anne Nørdby (Anette Strohmeier)**

**Tom Skagen 3: Kalter Fjord (2022)**

**Gmeiner (PB 442 S./€ 13,00)**

**Meißkirch 2024**

**Genre: Krimi**

Ein Schatten fliegt durch sein Blickfeld, und fast im selben Moment erfolgt ein harter Schlag vorne an Deck. Vor Schreck fällt Arvid die Zigarette aus dem Mund. Fluchend sucht er den Boden ab, wo der glühende Stummel bis zur Wand gerollt ist. Schnell tritt er die Zigarette aus. Als Arvid den Kopf hebt, beobachtet er, wie Kyrre zum Bug eilt und auf etwas blickt, das von der Winde vor der Kühlluke verdeckt wird. Im nächsten Moment stolpert sein Sohn zur Reling und übergibt sich. (S. 10)

Arvid Solhaug und sein Sohn Kyrve sind mit ihrem Kutter auf Fischfang in dem Lysefjord mit seinen bekannten felsigen Steilufern, als unerwartet ein Gegenstand auf Deck aufprallt.

Neben der Winde liegt eine unförmige Masse aus Stoff und Körperteilen. Sie ist gerade so als Mensch erkennbar. Der Schädel ist aufgeplatzt, und Blut und rosafarbene Gehirnmasse bilden einen sternförmigen Kranz, von dem aus dünne Fäden über das grüngestrichene Deck zum Speigatt laufen. (S. 10)

Ein Mensch liegt hier zerschmettert auf dem Kutter. Er hat einen Anstecker bei sich, der ihn als Teilnehmer einer Fahrt zum zwanzigsten Jubiläum einer Abiturfeier in Hamburg ausweist: Fünfzig Deutsche durften auf der MS Norsk Sol zehn Tage lang kostenlos mitfahren, weil der Reeder Peter Larsen selbst einer der Jubilare war.

Wir kehren zum Beginn der Kreuzfahrt zwei Tage zuvor zurück und begleiten zwei Teilnehmer, Philipp und Franzi Jaeger, von denen Philipp äußerst skeptisch und Franzi sehr erwartungsvoll ist. Philipps Befürchtungen bewahrheiten sich sehr bald, als er von dem früheren Mitschüler Christian Landgraf auf genau die frühere Art und Weise gedemütigt wird.

Zurück in der Gegenwart entnimmt die Polizei in Gestalt von Tom Skagen der Leiche einen Ausweis, die sie als César De Lima ausweist – während sie von den Teilnehmern der Fahrt eindeutig als Christian Landgraf identifiziert wird. Zu allem Überfluss findet sich ein Philipp gewidmeter Abschiedsbrief des Toten, in dem er sich zu einer nicht benannten Schuld bekennt, was den armen Philipp ins Zentrum der Ermittlungen rückt. Doch es bleibt nicht bei diesem einen Toten.

*Kalter Fjord* ist ein unterhaltsamer Krimi der deutschen Autorin Anette Strohmeier, die hier unter dem Pseudonym Anne Nørdbjerg schreibt. Skandinavien kennt sie aus eigener Anschauung sehr gut, denn sie lebt in Kopenhagen und auf der Insel Møn.



## \*Garth, John: Erfindung von Mittelerde

**John Garth** []

*Die Erfindung von Mittelerde. Was Tolkien zu Mordor, Bruchtal und Hobbingen inspirierte*

*(The Worlds of J. R. R. Tolkien. The Places That Inspired Middle-Earth, 2020)*

wbg Theiss (HC 208 S./€ 32,00)

Darmstadt 2021

Aus dem Englischen von Andreas Schiffmann

**Genre: Sekundärliteratur**

Einige Tolkien-Fanatiker wollen nichts davon wissen, dass Inspiration für den Schaffensprozess unerlässlich ist. Sie berufen sich auf Gandalfs Devise: „Derjenige, der etwas zerbricht, um herauszufinden, was es ist, hat den Pfad der Weisheit verlassen.“ Selbst er kann aber keinen Schnee wegzaubern, weil er etwas benötigt, „auf das ich einwirken kann“, und auch Tolkien brauchte trotz außergewöhnlicher Fantasie auch Anregungen: „Ich nehme meine Modelle

wie jeder andere – aus einem ‚Leben‘, wie ich es kenne.“

Die meisten Diskussionen über seine Inspiration zu Orten kreisen um das Argument, irgendein Wald, Berg oder Fluss „müsse“ als Vorlage gedient haben, weil sie „tolkienesk“ aussähen. Das sagt wenig über Tolkien aus. Tourismusunternehmen ignorieren oder verfälschen biografische Fakten aus wirtschaftlichem Interesse, wobei ihre Darstellungen wie Tatsachen wirken, weil die Presse oder Wikipedia sie wiederkäuen. Gestandene Tolkien-Experten hingegen können mögliche Einflüsse oft besser erkennen als ihre Plausibilität beurteilen, sodass zahlreiche Fragen unbeantwortet bleiben.

Durch richtig betriebene Recherche lernen wir Tolkiens beispiellosen Einfallreichtum umso mehr schätzen. Sie hilft uns, beim Verstehen der Welt, wie er sie wahrnahm – und wie sie uns immer fremder wird. Dabei stellen sich seine Werke als Spiegel leidenschaftlich vertretener Ansichten und Vorstellungen heraus. Zudem zeigt sich, auf welch



vielfältige Weise er die Realität für seine kreativen Zwecke umwandelte.

Dieses Buch enthält viele meiner eigenen Theorien darüber, was das Mittel-erde-Legendarium inspiriert hat, und einige der überzeugendsten, interessantesten Behauptungen anderer. (S. 6)

Es gibt viele Versuche, den Inspirationen J. R. R. Tolkiens auf die Spur zu kommen, aber *Die Erfindung von Mittelerde* ist nicht nur der vollständigste, sondern auch der am besten belegte davon.

John Garth nutzt sämtliche zugänglichen Quellen für seine Vergleiche zwischen Vorlage und Werk: Da ist einmal Tolkiens Leben, das sich zwischen dem heißen Südafrika, der Idylle des ländlichen Englands, der düsteren Industrialisierung und nicht zuletzt den Schrecken des Weltkriegs bewegte. Hinzu kommen Tolkiens Romane, Erzählungen, Briefe und wissenschaftliche Schriften. Eine besondere Rolle spielen schließlich die Werke, die Tolkien nachweislich gelesen hat.

Das großformatige, mit hochwertigem Kunstdruckpapier gefertigte Buch ist reich-

haltig mit Illustrationen Tolkiens und Landschaftsfotos ausgestattet; ob allerdings Bilder von Künstlern wie Pauline Baynes, Alan Lee oder John Howe viel Erkenntnis bringen, ist fraglich, da deren nachträglich entstandene Interpretationen sich nicht mit Tolkiens Vorstellungen decken müssen.

Das Titelbild zeigt übrigens nicht Mitteleerde, sondern das Gemälde „Anciente Mappa of Fairyland“ von Bernard Sleight (1872–1954).

*Die Erfindung von Mitteleerde* ist eine überaus faszinierende Lektüre, die dem Leser viele neue Erkenntnisse über Tolkiens Schöpfungen beschert. Besonders interessant ist eine Überdeckung von der Karte von Wales und Südwestenglands einerseits und dem Shire sowie den westlich davon gelegenen Ländern Mittelherdes, die besonders auffällig zeigt, dass Tolkien seine Welt nicht willkürlich geschaffen hat.



HEYNE ←



MICHAEL  
CONNELLY  
LETZTE  
WARNUNG

Deutsche Erstausgabe

Ein Harry-Bosch-Roman

## \*Connelly, Michael: Letzte Warnung

**Michael Connelly [Michael Joseph Connelly, 1956–]**

*Letzte Warnung*  
(*Lost Light*, 2003)

Heyne 43 453 (PB 416 S./€ 12,00)

München 2005

Aus dem Amerikanischen von Sepp

Leeb

Genre: Krimi

„Ich bin froh, dass Sie sich bei mir gemeldet haben“, sagte Taylor. „Diese Geschichte mit Angie hat mich nie so ganz losgelassen. Bis heute nicht. Sie war ein anständiges Mädchen, wissen Sie? Und ich dachte die ganze Zeit, bei der Polizei hätte man diese Geschichte einfach einschlafen lassen, weil niemand sich dafür interessieren würde.“ (S. 11)

„I was glad to hear from you,” Taylor said. „It has always bothered me about Angie. To this day. She was a good kid, you know? And all this time, I thought

you guys had just given up on it, that she didn't matter."

Harry Bosch hat mit zweiundfünfzig Jahren bei der LAPD gekündigt. Er hat zwar eine Privatdetektiv-Lizenz, führt aber keine Aufträge aus, sondern kümmert sich um einen vier Jahre Mordfall, der ihm noch immer nicht aus dem Kopf geht: Angella Benton, Produktionsassistentin bei der Filmgesellschaft Eidolon, wurde aus völlig ungeklärten Gründen getötet. Daher setzt sich Bosch mit Alexander Taylor, dem Chef von Eidolon, in Verbindung, weil das sein einziger Anhaltspunkt ist.

Benton war stranguliert worden. Vor oder nach ihrem Tod, höchstwahrscheinlich danach, war ihre Bluse aufgerissen und ihr BH nach oben gezogen worden, um ihre Brüste zu entblößen. Dann hatte ihr Mörder auf die Leiche masturbiert und eine kleine Menge Ejakulat hinterlassen, die später von der Spurensicherung für eine DNS-Analyse gesichert wurde. Ihre Handtasche wur-

de entwendet und nicht mehr gefunden. (S. 16)

Benton had been strangled. Before or after death, but most likely after, her blouse had been torn open and her bra jerked up to expose her breasts. Her killer then apparently masturbated over the corpse, producing a small amount of ejaculate that was later collected by forensic technicians for DNA typing. Her purse was taken and never recovered.

Der Mörder hat sich viel Mühe gegeben, seine Tat wie eine Vergewaltigung in Verbindung mit einem Raub aussehen zu lassen. Aber die Spermatropfen auf der Leiche sind so gleichmäßig kreisförmig, dass Bosch den Verdacht hegt, der Mörder könnte ein gebrauchtes Kondom, wie sie nur zu häufig in Los Angeles auf der Straße herumliegen, aufgehoben und den Inhalt sorgfältig auf Benton verteilt haben. Demzufolge war Benton kein Zufallsopfer, sondern die Tat war sorgfältig geplant worden.

Die Frage ist nun, ob dieser Mord etwas mit dem vier Tage später stattgefundenen

spektakulären Raubüberfall zu tun hat: Der von sich zu sehr eingenommene Regisseur Wolfgang Haus hatte darauf bestanden, für seinen Kriminalfilm echte Geldscheine in Höhe von zwei Millionen Dollar zu verwenden. Während der Geldanlieferung fand ein Überfall mit Toten und Verletzten statt; das Geld wurde nie gefunden.

Bosch erinnert sich an den Hergang.

Als sich die Geldträger dem Haus zuwandten, ging die Seitentür eines auf der anderen Straßenseite geparkten Lieferwagens auf, und drei Männer in Ski-masken kamen heraus. Durch die offene Tür des Lieferwagens sah ich einen vierten Mann am Steuer sitzen. Meine Hand fuhr unter meine Jacke zu der Schusswaffe an meiner Hüfte, aber ich behielt sie dort. Die Situation war zu unberechenbar. Zu viele Menschen, und sie befanden sich im potenziellen Schussfeld. Ich ließ den Dingen ihren Lauf.

Die Räuber näherten sich den Geldträgern von hinten, überrumpelten sie und nahmen ihnen ohne einen Schuss die Säcke ab. Aber als sie sich dann auf die



Straße und zum Lieferwagen zurückzogen, geschah das Unerklärliche. Der Mann, der ihnen Deckung bieten sollte und keinen Geldsack trug, blieb stehen, spreizte die Beine und hob mit beiden Händen seine Waffe. Ich konnte es mir nicht erklären. Was hatte er gesehen? Wo war die Bedrohung? Wer hatte eine falsche Bewegung gemacht? Der Mann eröffnete das Feuer, und der ältere Mann im Anzug, der die Hände gehoben hatte und keine Bedrohung war, fiel rücklings auf die Straße.

In weniger als einer Sekunde brach ein heftiges Feuergefecht los. Der Wachmann im Geldtransporter, die Sicherheitsbeamten und die nicht im Dienst befindlichen Cops im Garten vor dem Haus, sie alle eröffneten das Feuer. Ich zog meine Waffe und rannte über den Rasen auf den gepanzerten Geldtransporter zu. (S. 38f)

As the money carriers turned toward the house, the side door of a van parked across the street slid open and three armed men in ski masks emerged.

Through the open door of the van I saw a fourth behind the wheel. My hand went inside my coat to the gun on my hip but I held it there. The situation was too volatile. Too many people around and in the possible crossfire. I let things go.

The robbers came up behind the money carriers, surprised them and took the satchels without a shot. Then, as they backed into the street toward the van, the inexplicable happened. The cover man not carrying a satchel stopped, spread his stance and leveled his weapon in a two-handed grip. I didn't get it. What had he seen? Where was the threat? Who had made a move? The gunman opened fire and the older man in the suit, his hands raised and no threat, went down backwards on the street.

In less than a second the full firefight erupted. The guard in the truck, the security men and the off-duty cops on the front lawn all opened up. I pulled my gun and moved down the lawn toward the van.

Bosch schießt einen der Räuber in den Rücken, als dieser von hinten in den Lieferwagen einsteigen will. Wie stark der Täter dabei verletzt wird, weiß Bosch nicht, weil der Getroffene mit den anderen Räufern wegfährt und nie wieder gesehen wird.

Bosch erhält in der Gegenwart überraschend Besuch von seiner früheren Partnerin Liz Rider, die jetzt zur Adjutantin des Polizeichefs aufgestiegen ist. Liz warnt Bosch ausdrücklich, sich nicht in die Ermittlungen einzumischen, sonst würde er zur Rechenschaft gezogen werden.

Natürlich lässt sich Bosch davon nicht beirren und bringt durch eine Verbindung zum FBI heraus, dass mit den Nummern der Geldscheine, die vor dem Überfall stichprobenartig registriert wurden, etwas nicht stimmt. Einer FBI-Agentin namens Martha Gessler war das auch aufgefallen, woraufhin sie wenige Tage später spurlos verschwand. Bosch kommt zu Recht zu dem Schluss, dass nicht nur an dem Überfall, sondern auch an den polizeilichen Ermittlungen etwas faul sein muss.

*Letzte Warnung* ist ein ausnehmend faszinierender Krimi. Michael Connelly be-

schreibt den Sachverhalt des vier Jahre zurückliegenden Verbrechens mit einer solchen Akribie, als handle es sich um einen realen Vorgang und als würden die Polizeiakten tatsächlich existieren. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf Sachverhalte, die zur Auflösung des Verbrechens führen können, sondern erwähnt alle Fakten, die damals registriert worden, ob belanglos oder nicht, so, als wüsste der Autor selbst nicht, welche Informationen wichtig sind und welche nicht. Diese Vorgehensweise wirkt streckenweise ein wenig ermüdend, vermittelt aber andererseits den Eindruck absoluter Realitätsnähe.

Michael Connellys besondere Strategie funktioniert vor allem deshalb so gut, weil er ein geborener Erzähler ist, der den Leser mitzureißen versteht. Ab der Mitte des Romans nehmen die Recherchen in Akten und Zeitungsartikeln ab, während die Befragung von Zeugen zunimmt, und der Roman endet mit einem wahrhaft furiosen Finale.





ROMAN  
KLEMENTOVIC

**TRÄNEN  
GRAB**

GMEINER



THRILLER

**Roman Klementovic**

***Tränengrab***

**Gmeiner (PB 348 S./€ 18,00)**

**Meßkirch 2024**

**Genre: Thriller**

Plötzlich ging alles ganz schnell. Es waren bloß Sekundenbruchteile, in denen sie ihren Körper noch nicht ganz herumgerissen hatte. In denen sie verschwommen die dunkle Gestalt unmittelbar hinter sich erblickte. Und in denen sie etwas auf sich zurasen sah. Direkt auf ihr Gesicht zu. Sie schrie auf. Wollte zurückweichen. Sich ducken und gleichzeitig die Arme zur Verteidigung hochreißen. Doch sie war zu langsam. Schon im nächsten Augenblick traf sie der Schlag. Mit einer solchen Wucht, dass ihr Schrei erstickte. Eine wei tere gewaltige Schmerzgranate in ihrem Kopf explodierte. Und es ihr den Boden unter den Füßen wegzog. Im Fallen suchte sie vergeblich nach Halt. Aber ihre Hände griffen ins Leere. Sie verlor an Körperspannung. Kippte nach hinten. Lichtblitze zuckten vor ihren Augen

auf. Und die bittere Erkenntnis traf sie: Sie hatte es geahnt. So lange schon. Sie hätte etwas sagen müssen. Jetzt war es zu spät. Ihr Kopf schlug hart auf dem Boden auf. Der Schmerz raubte ihr den Atem. Die Gestalt stürzte sich auf sie. Fiel über sie her. Drückte ihr eine Hand aufs Gesicht und würgte sie mit der zweiten. Immer fester. „Bereit zu sterben?“

Sie wollte sich wehren. Alleine schon ihren Eltern zuliebe. Ihnen würde das Herz brechen. Doch sie schaffte es nicht, sie war ohne jede Kraft. Alles wurde dumpf. Dunkel. Kalt. Ihr Bewusstsein schwand. Sie bekam nur noch das Lachen mit. Und verschwommen die Messerklinge direkt vor ihren Augen.

*Mama!*

Dann spürte Svenja, wie etwas in ihrem Hals brach. Und kurz darauf wurde es schwarz um sie herum. Für immer. (S. 13f)

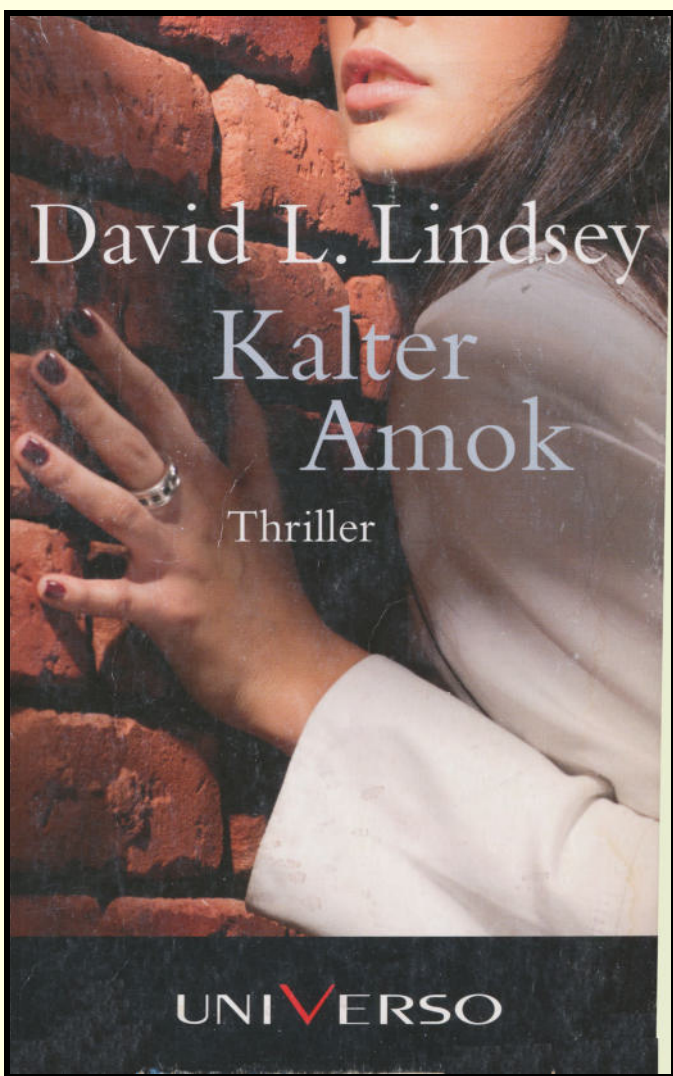
Die sechzehnjährige Svenja fällt einem Mörder zum Opfer. Doch wir erfahren nicht, was aus den Ermittlungen wird,



denn die Handlung wendet sich einem anderen Personenkreis in derselben Kleinstadt zu: Die kürzlich verwitwete Evelyn besucht ihre Tochter Manuela, die mit Hendrik verheiratet ist; Beide haben eine siebzehnjährige Tochter namens Anja.

Und nun verschwindet das Nachbarsmädchen Lena und wird einige Tage später als grausig zugerichtete Leiche wieder gefunden. Während die Polizei völlig im Dunkeln tappt, nährt Evelyn den heimlichen Verdacht, ihr eigener Schwiegersohn könne der Täter sein. Aber sie kann sich mit ihrer Vermutung nicht an die Polizei wenden, denn wenn sie sich irren sollte, würde sie die ganze Familie zerstören.

*Tränengrab* ist ein unterhaltsamer Thriller mit etlichen drastischen Szenen.



David L. Lindsey

Kalter  
Amok

Thriller

UNIVERSO

**David L. Lindsey [1944–]**

***Kalter Amok***

***(A Cold Mind, 1983)***

**Universo (TB 320 S./€ 8,95)**

**Langenfeld 2010**

**Aus dem Amerikanischen von Friedrich  
A. Hofschuster**

**Genre: Krimi**

Silva folgte der Straße bis zum letzten Lagerhaus am westlichen Ende des Hafenbeckens und fuhr dann an der Vorderseite der Werften entlang zurück, ließ dabei den Suchscheinwerfer über die verrosteten, gußeisernen Fronten gleiten, dort, wo selbst die neueren Bauten alt und verfallen aussahen, den ständigen Angriffen der säurehaltigen Luft und des Salzwassers ausgesetzt. Am Ende des Lichtkegels sahen sie, wie sich in dem hoch wuchernden Gras am Fuße eines der Ladedocks etwas bewegte. Silva schaltete das Fernlicht ein und beschleunigte, während sich Walther aufrichtete. Die beiden sahen, wie ein streunender Köter aus dem Schatten trat, vor ihnen mit erhobenem Kopf, das

Maul voll Eingeweide, die ihm aus den Lefzen hingen, die Straße überquerte und dann über die Böschung hinunter zum Kanal verschwand.

„Heilige Jungfrau“, sagte Silva angewidert. „Das schöne Amerika.“ (S. 9)

Zwei Polizisten, Roland Silva und Peter Walther, fahren am Hafen von Houston Streife, als ihnen eine junge Frau entgegentorkelt. Bei dem Versuch, sie zu halten, wird Walther von ihr heftig gebissen.

Die Szene wechselt zu Detective Sergeant Stuart Haydon vom Morddezernat und seinem Kollegen Ed Mooney von der Sitte. Im Buffalo-Sumpfsee wurde die Leiche des Callgirls Sally Steen gefunden. Der Pathologe Vanstraten kann keine definitive Todesursache feststellen, aber eines ist sicher, nämlich dass die Frau nicht von selbst in den See gelangt ist. Eine andere Prostituierte, Judith Croft, ist Erbin der anscheinend sehr begüterten Toten und gerät somit ins Visier der Ermittler. Ein Album mit Aufnahme von Callgirl-Kunden beim Geschlechtsakt wirft die Frage auf, ob hier Erpressung im Spiel ist.

Doch dann werden in kurzen Abständen zwei weitere Callgirls gefunden, deren Todesursache ebenfalls ungeklärt ist; und Haydon rechnet auch Sandy Kielman, jene Polizistenbeißerin, zu der Todesserie, die nun nicht mehr durch Zufall zu erklären ist.

Schließlich wird der Pathologe endlich fündig.

„Um eine Gegenprobe zu machen, untersuchten wir die betreffenden Gehirnpartien der drei anderen Frauen und unterwarfen sie den gleichen spezifischen Tests: histologische Untersuchung, fluoreszierende Antikörper und Mäusetest. Alles positiv. Alles, Stuart. Sie hatten alle Hydrophobie.“

„Was?“

„Ich sagte es Ihnen doch, es ist bizarr. Aber es gibt keinen Zweifel. Sie litten alle an Tollwut. Jedes dieser Mädchen ist gestorben wie ein tollwütiger Hund.“  
(S. 116f)

Vanstraten diagnostiziert in allen vier Fällen auf Tollwut. Da diese Krankheit selbst unter Tieren nur selten auftritt und eine

solche Häufung unter Callgirls kein Zufall sein kann, suchen Haydon und Mooney nach einem Serienmörder, der nicht nur über medizinische Kenntnisse, sondern auch über die notwendige Ausrüstung verfügen muss, um diese Serie durchzuführen. Die Aufklärung des Falles ist besonders schwierig, weil die Tollwut eine lange Inkubationszeit hat und von dem Zeitpunkt an, da die ersten Symptome auftreten, unweigerlich zum Tod führt.

*Kalter Amok* ist ein ungewöhnlicher, interessanter und realistisch geschilderter Krimi, der nur den einen Nachteil hat, etwas langatmig zu sein.





Anne  
Nørdby

# Kalter Sturm

Thriller

GMEINER





**Anne Nørdby (Anette Strohmeier)**

**Tom Skagen 4: Kalter Sturm**

**Gmeiner (PB 442 S./€ 17,00)**

**Meßkirch 2024**

**Genre: Krimi**

„Also, was genau ist passiert?“, fragt Halla.

Bjarni, der den PolizeijEEP konzentriert über den mit Schlaglöchern übersäten Schotterweg lenkt, stößt Luft aus. „Ach, die Magnussons und die Gislasons haben sich zwei deutsche Familien eingeladen, die ihnen über das Sommerhalbjahr auf dem Hof helfen sollen. Dafür bekommen sie Kost und Logis. ‚Urlaub gegen Hand‘, du weißt schon. Die Magnussons und die Gislasons bieten das seit Längerem an.“

„Sind es immer dieselben Familien, die kommen?“

„Soweit ich es verstanden habe, sind es jedes Mal andere.“

„Und der vermisste Junge stammt aus einer der deutschen Familien?“

„Richtig. Er ist erst fünf Jahre alt und wahrscheinlich unerlaubt in das Lava-

feld gegangen, das hinter dem Hof liegt. Viele Höhlen und scharfkantiges Gestein. Die Schafbauern nennen es *dimmu hraunar* und machen einen großen Bogen darum.“

„Die dunkle Lava ... davon habe ich gehört“, raunt Halla unbehaglich. Sie kennt die Geschichten, die sich um diesen unwirtlichen Landstrich drehen. Und keine davon geht gut aus.

„Die Schafbauern und zahlreiche Helfer haben bis auf das Lavafeld bereits alles abgesucht“, sagt Bjarni. „Sogar mit ihren Hunden. Aber sie haben den kleinen Jonas nicht gefunden. Und in das Lavafeld trauen sie sich nicht. Deshalb haben sie uns gerufen.“ (S. 12f)

Die isländischen Polizisten Bjarni Egilsson und Halla Austdal ermitteln in Seyðisfjörður wegen eines verschwundenen Jungen. Der fünfjährige Jonas Brandt, Sohn einer Gästefamilie, soll in den gefährlichen Lavafeldern verschwunden sein.

Der Leser ist allerdings bereits besser informiert. Jonas ist der älteren Schwester,

die auf ihn aufpassen sollte, gehörig auf die Nerven gegangen.

Sie hört, wie er nach ihr ruft. Eine Abfolge schriller Töne, die ihr durch Mark und Bein gehen. Das Mädchen presst die Zähne aufeinander, verschließt die Ohren. Mamas und Papas Prinz. Diese hässliche und pummelige Kröte, die ununterbrochen mit hoher Stimme quakt und ekeligen Rotz in der Nase hat. (S. 9)

Und so keimt in der Schwester der Wunsch, den lästigen Bruder ein für allemal loszuwerden.

Sie beobachtet, wie ihr Bruder zwischen den Streben des Gatters hindurchklettert und auf der anderen Seite den Feldweg hinab zu den Klippen läuft. Er weiß genau, dass er dort nicht allein hindarf. Das ist zu gefährlich. Das Meer verschluckt Kinder.

Ein böses Lächeln stiehlt sich auf ihre Lippen. Was, wenn ihr Bruder ins Meer fallen würde? Da könnte man sicher nachhelfen. (S. 9)

Zum Glück wird Jonas gefunden, unterkühlt und verletzt durch die messerscharfe Lava, aber noch am Leben. Er hat sich von Märchen, die man über Elfen in den Lavafeldern erzählt, zu einem gefährlichen Ausflug verlocken lassen. Die Behandlung erfolgt im Krankenhaus gegen die Willen der Eltern, die streng fundamentale Christen sind.

Schließlich hat sich Jonas so weit erholt, dass er befragt werden kann.

Jonas öffnet den Mund. „Aber es stimmt, was Eydis sagt. Das mit den Elfen ist wahr. Ich habe einen gesehen.“

„Was erzählst du da, Jonas?“, fragt Wiebke Brandt in scharfem Tonfall. „Du hast gar nichts gesehen. Das war deine Fantasie. Es gibt keine Elfen. Eydis' Geschichten sind Blödsinn, teuflische Lügen.“

„Nein“, ruft Jonas empört. „Eydis lügt nicht. Ich habe einen Elf gesehen. Er war ganz weiß und hatte Hörner.“

„Das war bestimmt ein Schaf“, wiegelt seine Mutter ab.

„Nein, er war echt. Ich bin ihm gefolgt. In die Lava. Plötzlich war er weg

und ich ... kann mich nicht mehr erinnern“, antwortet Jonas schleppend. Er reibt sich die Augen. „Ich war so müde.“

„Beschreib den Elf mal genauer“, sagt Halla.

„Er war groß, dünn, hatte ein weißes Kleid an und ...“ (S. 74f)

Einen Elfen kann Jonas nicht gesehen haben, aber andererseits wirkt seine Darstellung durchaus glaubhaft. Offenbar gehen in Seyðisfjörður Dinge vor sich, die mit Recht und Gesetz nicht vereinbar sind. Und das bringt wiederum den Kriminalkommissar Tom Skagen von der Sondereinheit Skanpol ins Spiel.

*Kalter Sturm* ist ein raffinierter Krimi, der in einer exotischen Umgebung spielt und viel Lokalkolorit aufweist.



Karla Weigand  
**Kommissar Cavalle**  
und die toten Mädchen von Paris

♥ Zwischen den Stühlen ♥

**Karla Weigand [geb. Karla Wolff, 1944–]**

***Kommissar Lavalle 2: Kommissar Lavalle  
und die toten Mädchen von Paris.***

***Historischer Roman aus der Zeit der  
Französischen Revolution – nach wahren  
Fällen***

**p.machinery Zwischen den Stühlen 13  
(PB 364 S.€ 23,90)**

**Winnert 2024**

**Genre: Historischer Krimi**

Verschiedene Hetzblätter, allen voran Jean-Paul Marats „*Ami du Peuple*“, sowie J. R. Héberts „*Père Duchesne*“, verspritzten nach wie vor ihr ätzendes Gift und die Polizei war weitgehend machtlos. Sie wurde zur rechten Zeit lächerlich gemacht durch Veröffentlichungen von Szenarien, bei denen Ordnungshüter sich vor der „Übermacht des Volkes“ zurückziehen und tatenlos Plünderungen, Gebäude- und Sachbeschädigungen und massiven Beleidigungen zusehen müssen; ja, auch Körperverletzungen und sogar (angeblich) „politisch motivierte“ Morde hatte die Polizei nicht zu verhindern vermocht.

Stammte doch von Seiner Majestät höchst persönlich die Parole: „Niemand vergreife sich mit Waffengewalt an einem französischen Bürger!“ (S. 14)

Es ist das Jahr 1790. König Ludwig XVI. (1754–1793) hat seine Residenz auf Druck des Volkes von Versailles nach Paris verlegt. Viele Adelige haben die Stadt verlassen und sich auf ihre Landgüter beziehungsweise gleich ins Ausland zurückgezogen. Dadurch sind viele Bedienstete arbeitslos geworden, was die allgemeine Not noch verschärft. Die Konstituante ist damit beschäftigt, eine neue Verfassung für eine konstitutionelle Monarchie zu erarbeiten; sie hat zwar bereits grundlegende Reformen in Bezug auf Grundbesitz und Steuerpflicht beschlossen, aber mangels eines ausreichenden Beamtenapparats wächst sich die Finanzkrise immer stärker aus.

In dieser schwierigen Zeit hetzen einflussreiche Männer wie Jean Paul Marat (1743–1793) und Jacques-René Hébert (1757–1794) das Volk mit ihren teils wahren, teils bewusst erfundenen Gräueltatschichten auf – hier zeigt sich deutlich die



Macht der Presse, wenn auch auf eine furchtbare Weise. Morde an Begüterten oder Menschen, die man dafür hält, sind in Paris an der Tagesordnung und können von der Polizei nicht mehr verfolgt werden. In dieser Situation müssen sich schon ganz besonders ausgefallene Verbrechen, damit sie noch Aufsehen erregen – an Laternen aufgehängte Menschen werden nur noch abgenommen und begraben.

„Mein Lieber“, hatte Laroche den Kommissar in der Tat gleich überfallen, „es gibt einen weiteren Mordfall! Deswegen habe ich Sie aber nicht vorzeitig aus Ihrem Urlaub zurückgebeten. Morde passieren ja ständig. Aber dieses Mal handelt es sich um ein ganz abscheuliches Verbrechen an einem noch sehr jungen Mädchen. Über die Tote ist uns leider bisher noch nichts bekannt.

Das zu ändern, könnte aus mehreren Gründen ziemlich schwierig werden: Die nackte Leiche hat man nämlich gewaltsam zusammengestaucht, indem man ihre Hals- und Lendenwirbelsäule, sowie vor allem die Oberschenkelkno-

chen durch Axthiebe durchtrennt und zerstückelt hat, was bedauerlicherweise schon eine Aussage über ihre Körpergröße erschwert.

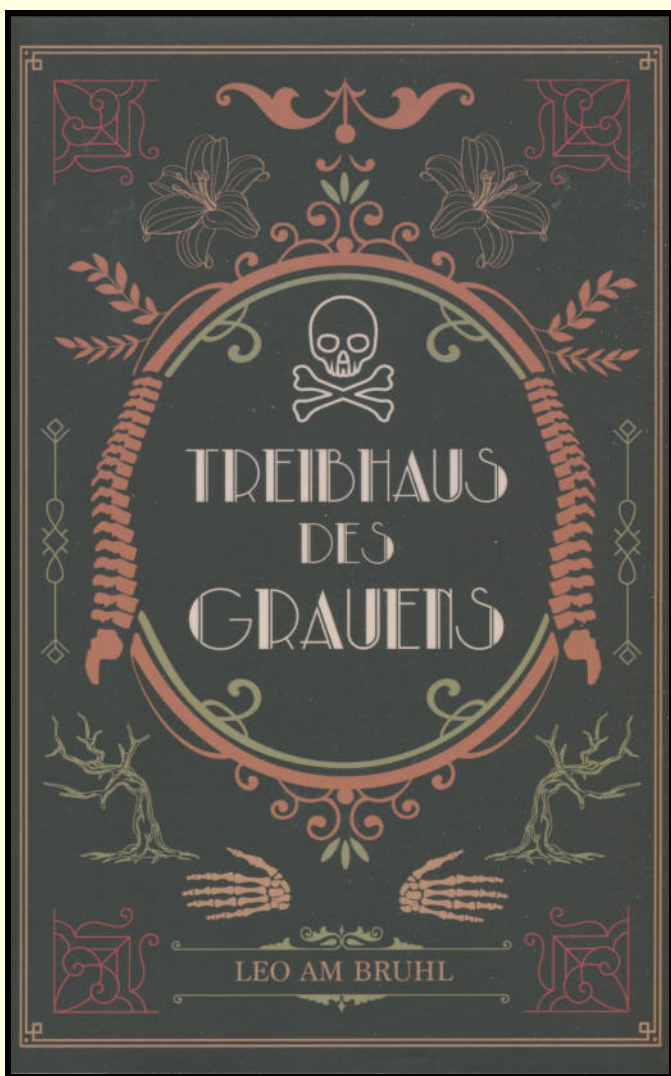
Anschließend hat der Täter den Körper in einen Ledersack eingenäht, nachdem er zuvor die einzelnen Teile der Leiche mit einem Strick fest verschnürt hat. Die Kopf- und Schamhaare der Toten sind ratzekahl abrasiert; ferner wurden ihre Augäpfel, sowie Nase und Lippen verätzt. Überdies hat man ihr noch die Brüste abgeschnitten...“ (S. 27)

Guy Laroche, Commandant Général de Police, beauftragt nach einem besonders grässlichen Leichenfund den Commissaire Supérieur de la Police de la Commune de Paris, Armand Laval, mit der Aufklärung des Falles. Die Leiche ist so verstümmelt, dass sie nur aufgrund eines herzförmigen Muttermals auf dem Gesäß als Sophie Labadé, Tochter einer Gemüsehändlerin, identifiziert werden kann.

Doch es bleibt nicht bei der einen Toten: In kurzer Folge tauchen weitere verstümmelte junge Frauen auf, aber auch nicht

entstellte Männer und Kinder, denen eines gemeinsam ist: Sie wurden mit Arsenik vergiftet.

*Kommissar Lavalle und die toten Mädchen von Paris* ist ein dramatischer, hervorragend erzählter Kriminalroman aus dem Paris der Revolutionszeit. Das Interesse des Lesers wird neben der eigentlichen Handlung auch durch die drastische Schilderung der vergifteten Atmosphäre in der französischen Hauptstadt wachgehalten.



**\*am Bruhl, Leo: Treibhaus des Grauens**

**Leo am Bruhl []**

*Treibhaus des Grauens. Seltsame und phantastische Erzählungen von 1926 bis 1933. Band 1*

**Herausgegeben von Lars Dangel**

**Illustriert von Miami Punk Machine  
(Jasmin Lebaci)**

**Dunkelgestirn (HC 410 S./€ xx)**

**Neustadt in Sachsen 2023**

**Genre: Phantastik**

Gleichzeitig fuhren wir im Sattel hoch und rissen die Gewehre aus dem Traggurt: In die ätzend-feuchte Schwüle, die lautlos und schwer über der Schlucht gelagert hatte, war plötzlich wie ein unerwarteter Hieb dieses tosende Rauschen geschlagen.

Slow, der hinter mir das kräftige Packpferd an der Leine führte, ließ das Tier mitten auf dem Pfad stehen, sprang in kurzen, ungewohnt raschen Schritten zu mir heran und fiel meiner Stute in den Zügel. Erstaunt sah ich, dass Slug-

gard im selben Augenblick Bills Fuchs anhielt.

„Herr!“, schrie Slow und rollte angstvoll die schwarz glänzenden Kugeln seiner Augen. „Bleibe stehen und warte, bis sie vorüber sind!“ (S. 8, „Die Madonna der Badaga“)

Der Icherzähler Charly und sein Freund Bill sind zusammen mit zwei Dienern, den Toda Slow und Sluggard, in den Bergen des Hochlands von Dekhan, Nilquhirigebirge, Indien, unterwegs und haben sich verirrt.

Bill erkundigt sich bei Slow, der seinen Spitznamen ebenso wie Sluggard nicht ohne Grund trägt, ob er sich wieder orientieren kann.

„Weißt du den Weg noch nicht, Slow?“

Der Hindu, wohl gewohnt, während eines Gesprächs mit einem Engländer eine gewisse räumliche Entfernung zu wahren, trat einen hastigen Schritt zurück, faltete betuernd die Hände und antwortete, ohne einen Muskel des braunen Gesichts zu verziehen:

„Die bösen Geister haben deinen Diener mit Blindheit geschlagen, Herr! Du aber weißt den Weg, denn über dich haben die Dämonen keine Gewalt, du willst uns nur prüfen.“ (S. 9)

Man hört mehrfach Schakale heulen – aber die Laute sind zu regelmäßig, um von Tieren zu stammen: Die kleine Expedition wird von der Räuberbande der Badaga bedroht.

Minuten vergingen wie Ewigkeiten. Die Nerven waren wie Sehnen eines Bogens gespannt.

Wie aus dem Boden gezaubert stand dann am Rand des Gehölzes eine gespenstische weiße Gestalt. Das furchtbare Kläffen scholl auf.

Ich legte an, zielte lange. Schoss!

Rasendes Brüllen folgte.

Aus dem Buschwerk sprangen die Räuber und stürmten heran.

Wir lagen in der steinernen Deckung und schossen. Ruhig, wie auf dem Anstand, jeder in dem Halbkreis, der vor ihm lag. Überrascht von diesem wohl vorbereiteten Widerstand, zogen sich

die Angreifer, ehe noch die Magazine unserer Schusswaffen geleert waren, über den Rand des Kegelberges zurück und schleiften die Gefallenen mit. (S. 13f)

Sluggard hat bei dem Kampf den Tod gefunden, und Slow gesteht unter Druck, die beiden Europäer an die Räuber verkauft zu haben.

Durch einen natürlichen, mannshohen Torbogen traten wir in ein riesiges Felsgewölbe aus trockenem, brüchigem Gestein. Süßlicher Modergeruch schlug uns entgegen. Die Gäule weigerten sich plötzlich, weiterzugehen, und schlugen wild aus. Mit Güte und Gewalt gelang es schließlich, die Tiere in die Höhle zu zwingen. Aber sie standen mit fliegenden Flanken. (S. 16)

Die drei Überlebenden retten sich in eine große Höhle, wobei Slow nur unter größtem Widerstreben mitgeht, denn hier sei die Todesgöttin der Badaga beheimatet.



Aus schierer Angst wird Slow von einem schweren Fieber ergriffen.

Mühsam lallte er kaum verständliche Worte.

„Alle sterben, Herr – alle! – Zorn der Göttin trifft uns -in ihr Haus eingedrungen – heiliger Ort hier – Badaga folgen hier nicht – fürchten – reiten breiten Weg weiter in die Berge – suchen nicht bei Todesgöttin. – Morgen fliehen, wo hergekommen – morgen aber alle tot!“  
(S. 16)

Doch Slows düstere Prophezeiung scheint sich zu bewahrheiten, denn die Höhle erleuchtet sich von selbst in einem gespenstischen Licht.

Wieder umfing uns die Schwärze der Nacht.

Unheimlich. Im Bauch des Berges, der unser Grab werden konnte, wenn die Badaga uns entdeckten und einschlössen. Wir lagen dicht nebeneinander, gleichsam, als vermöge der eine das

Unheil abzuwenden, das dem anderen drohte.

Allmählich tropfte zuckend ein mattes, fahles Glänzen in die Höhle. Wie sommerliches Morgendämmern. Wandelte sich in schwach silbernes Leuchten.

Die grau zerbröckelten Wände wurden weiß, wurden licht und glitzernd. Über den Steinboden liefen unscharfe Flächen, verworrene Linien, unruhige Reflexbündel. Ein nie geschautes Farbenspiel, vom schimmernden Silber bis zum volltönenden Blau, brach aus einer verborgenen, unsichtbaren Lichtquelle. (S. 17)

Und dann macht Charly eine furchterregende Entdeckung.

Angelehnt an die graublau dämmernde Wand stand, von silbergleißendem Licht jetzt übergossen, eine Frau, in blauem Mantel, einen schmalen goldenen Ring um die hohe, edle Stirn, eine weiße Frau!

Der Herzschlag stockte, der Strom in den Adern versiegte.

Der Kopf war eine glühende Masse, in grausam enge Fesseln gepresst.

War hier ein Zauber? Geschahen Wunder? Höhnte uns Unbekanntes? Waren wir vergiftet in diesem Loch? Wahnsinnig geworden?

Den Blick an das weiße Antlitz der Erscheinung geklammert, erhob ich mich. Willenlos.

Hand in Hand, wie furchtsame Kinder, schritten wir schleppenden Schrittes vorwärts. (S. 17f)

Bill erwacht als erster aus der allgemeinen Lähmung und erkennt, dass es sich bei dem Schreckbild um die Statue einer christlichen Madonna mit Kind handelt. Das geheimnisvolle Licht strahlt vom hellen Nachthimmel durch einen Spalt in der Decke. Unterdessen suchen die Räuber, die ihre Todesgöttin fürchten, das Weite.

Und vor der Madonna liegen Scherben – Teile von Totenschädeln.

Leo am Bruhl hat zwischen 1926 und 1933 eine Vielzahl von Erzählungen in un-

terschiedlichen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Der Herausgeber Lars Dangel hat in jahrelanger, mühevoller Arbeit die Arbeiten Leo am Bruhls aufgespürt und diejenigen, die phantastischen Charakter haben, in zwei Bänden veröffentlicht, von denen mit *Treibhaus des Grauens* der erste vorliegt.

Die oben besprochene Erzählung, „Die Madonna der Badaga“, ist die erste davon; sie ist 1926 in „Die Woche“ Nr. 43, Verlag August Scherl, erschienen. Leo am Bruhl zeigt sich darin als Meister der dramatischen Erzählkunst, so dass es sich bei „Leo am Bruhl“ um das Pseudonym eines unter anderem Namen bekannten Autors handeln könnte.

Dass Leo am Bruhl im Jahr 1933 verstummt, hängt möglicherweise mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zusammen. Es könnte sein, dass der Autor in Ungnade gefallen ist; denkbar ist auch, dass er sich unter anderem Namen anderen Themen zugewandt hat – oder dass er, wie Lars Dangel auch in Betracht zieht, zufällig in diesem Jahr verstorben ist.

Leo am Bruhls Erzählungen zeichnen sich durch einen knappen, direkten, sachlichen und zugleich dramatischen Stil aus; insbesondere der direkte Einstieg in die Handlung, ohne lange Vorrede, ist ein Kennzeichen des Autors, der sich als Meister der Kurzgeschichte erweist. Inhaltlich verweisen seine Erzählungen auf die Literatur der Dekadenz, die „Seltsamen Erzählungen“, die um die Jahrhundertwende aufgekomen sind und im Leser Zweifel sowohl an der ihn umgebenden Realität als auch seiner eigenen geistigen Verfasstheit wecken.

*Treibhaus des Grauens* enthält die folgenden siebenunddreißig Erzählungen aus den Jahren 1926 bis 1933.

Die Madonna der Badaga; Der Todverkünder; Das Grab des Aminodob; Die Lotusblüte der Ambapali; Acllaccuna; Garfields Erfindung; Die punische Flasche; Rosen um den Totenkopf; Konsultation um Mitternacht; Abenteuer im Busch; Der Höllengeiger; Der Wolf Ota-O; Das Wikingerschiff; Spuk um HL 20.130; Tapados; Strahlung der letzten Stunde; Der Schlosser rufer; Lijssatho Doel; Das Ausgeh-Herz; Treibhaus des

Grauens; Zirkusnummer Living Target; Der Teufelsknüppel; Der Ozur; Das Rätsel der Hieroglyphe DED; Die wunderliche Kulisse; Die Traumsendegesellschaft; Der Aquamarin; An der Dämmergrenze; Die Kwanon mit dem Pferdekopf; Billy wird auf Eignung geprüft; Diktat um Mitternacht; Weissagung; Der tote Hund; Makassi; Das Moka-Geheimnis; Dumme Kreatur; Lebendiges Licht.

Ein informatives Nachwort von Lars Dangel schließt den Band ab.







## **\*Kirstilä, Pentti: Den Göttern trotz man nicht**

**Pentti Kirstilä [Pentti Olavi Kirstilä, 1948–1921]**

*Lauri Hanhivaara 5: Den Göttern trotz man nicht*

*(Jumalia ei uhmata, 1982)*

Grafit (HC 252 S./€ 17,90)

Dortmund 2008

**Aus dem Finnischen von Gabriele**

**Schrey-Vasara**

**Genre: Krimi**

„Ich bin jetzt gewissermaßen zum Werkzeug der Götter geworden“, sagte Piskonen. „Weil ich deinen Trotz erkenne, muss ich Rache üben.“

„Rache“, wieherte Rantala. „Du armes Würstchen.“

„Nicht so laut“, mahnte Piskonen.

„Ich spreche so laut, wie ich will!“

„Hast du vergessen, wo wir sind? In Sizilien. Und ich habe Freunde hier“, sagte Piskonen.

Seine träumerische Stimme machte Rantala nervös, doch er brachte immer

noch ein Grinsen zustande. „Ich habe in Finnland auch Freunde.“

„Mein lieber Freund, du wirst nicht nach Finnland zurückkehren.“

Rantala lachte erneut und der Versicherungsvertreter Hanhivaara warf ihm einen irritierten Blick zu.

Piskonen sagte: „Mag ja sein, dass du im Pornogeschäft ein großer Fisch bist. Aber du hast keine Ahnung von der Mafia.“

„Mafia“, lachte Rantala dröhnend. Dann klappte er plötzlich den Mund zu und sah sich nervös um. (S. 29)

Eine finnische Reisegruppe macht Urlaub im sizilianischen Taormina. Am Strand hat der etwas eigenartige Medizinstudent Arno Piskonen den schmierigen Pornohändler Paavo Rantala gebeten, auf seine Tasche, die viel Geld enthielte, aufzupassen. Als Piskonen vom Baden zurückkehrt, ist das Geld verschwunden, und Rantala will nichts bemerkt haben, er habe eben mal austreten müssen. Ob Piskonen dem angeberischen Rantala wirklich vertraut hat oder ob er ihm ganz bewusst eine Falle stellen wollte,

das ist nicht klar; aber sicher ist, dass Piskonen die Situation ausnutzt, um Rantala Angst einzujagen mit der Behauptung, er, Piskonen, habe Kontakt zur Mafia.

Er wusste, wie er vorgehen würde. Eigentlich machte ihm die Sache sogar Spaß. Ein bisschen Aktivität als Urlaubsvergnügen.

Sein Vorgehen würde einen kleinen Gauner vom Schlage Rantalas – er war überzeugt, dass Rantala ein Kleinkrimineller war – aus der Bahn werfen. Piskonen sah in Rantala einen Menschen, dem alles Unbekannte Angst einjagte. Einen Mann, der für fremde Kulturen nur Verachtung übrig hatte, bis zu einer gewissen Grenze, an der aus Verachtung Furcht wurde. Wenn eine fremde Kultur ihn auch nur andeutungsweise in seinem eigenen Hotelzimmer überfiel, würde er zittern und beben. (S. 31f)

Piskonen genießt es geradezu, den großspurig auftretenden Rantala in Angst und Schrecken zu versetzen.

Mit zur Reisegruppe gehört Aulis Haapanen, der so etwas wie der Boss von Rantala zu sein scheint, und seine Frau Kaija. Piskonen belauscht ein Gespräch zwischen den Beiden, in dem sich Kaija besorgt über den Angeber Rantala äußert, was dem Gedanken Raum gibt, Haapanen könnte auch mit wertvolleren illegalen Gütern als Pornoheften handeln.

Gläser klirrten. Eine Frau sagte: „Rantala quatscht zu viel.“

Ein Mann sagte: „Er ist ein guter Kerl.“

Piskonen beugte sich über das Geländer. Eine Etage tiefer und einen Balkon weiter rechts hatten sich Haapanen und seine schöne Frau zum morgendlichen Drink niedergelassen. Piskonen zog den Kopf zurück und konzentrierte sich aufs Lauschen. Alles, was Rantala betraf, interessierte ihn brennend.

Die Frau sagte: „Er ist ein typischer finnischer Prahlhans. Ein dummer Laufbursche, der sich für eine große Nummer hält. Du solltest ihn rausschmeißen. Zumindest darfst du ihn an keiner

neuen oder großen Operation beteiligen.“ (S. 39)

Die Lage spitzt sich zu, als Rantala Drohbriefe auf Italienisch bekommt, deren karger Wortlaut auf die Mafia hinzudeuten scheint.

Die Erste, die Rantalas Leiche entdeckte, war Serafina Guzzardi, die auf den Friedhof von Taormina gegangen war, um mit ihrem toten Mann Zwiesprache zu halten. Wie sie es seit fünfzehn Jahren jeden Morgen tat.

Serafina beugte sich über den Mann, der auf der Erde lag, und stellte fest, dass es sich um einen Touristen handelte. Dann sah sie, dass der Mann einen Stein im Mund hatte. (S. 54)

Wenige Tage später wird Rantala erstochen aufgefunden, mit einem Stein im Mund, was sicherlich in Mafiakreise eine besondere Bedeutung hat. Leutnant Vincenzo Torretta, der den Fall untersucht, äußert jedoch mit größter Bestimmtheit, dass es so etwas wie eine Mafia in Sizilien definitiv

nicht gibt. Überhaupt scheint der Polizist dem Mord nicht viel Bedeutung beizumessen, da ja kein Sizilianer betroffen ist.

Jetzt schlägt die Stunde des finnischen Kriminalhauptwachtmeisters Lauri Hanhivaara, der eigentlich zusammen mit seiner neuen Freundin Sinikka einen Erholungsurlaub in Sizilien machen wollte, aber wegen des Todes von Sinikkas Mutter allein fliegen musste. Als erstes stellt er die bemerkenswerte Tatsache fest, dass Piskonen noch am Tag der Tat spurlos verschwunden ist.

Wir wechseln nach Tampere in Finnland, wo der wiederaufgetauchte Piskonen den jetzigen Privatdetektiv und früheren Polizeibeamten Huhtanen beauftragt, den Mord an Rantala aufzuklären, um sich von jedem Verdacht reinzuwaschen.

Auch Hanhivaara arbeitet zusammen mit einer Reihe von Kollegen an dem Fall, und er ist überzeugt: Der Mörder muss ein Finne aus der Reisegruppe sein.

*Den Göttern trotzt man nicht* ist ein ausnehmend unterhaltsamer Krimi, der nicht nur mit einer raffinierten Handlung, sondern auch einem amüsanten bissig-ironischen Stil glänzt. Das folgende Beispiel

schildert eine heruntergekommene Kneipe, in der vor allem Arbeitslose verkehren.

Hanhivaara empfand die Kneipe als Warteraum des Todes, wobei die Rauchschwaden in der Luft für Einäscherung sprachen. Erst jetzt nahm er den Lärm wahr, als hätte er bisher einen surrealistischen Stummfilm betrachtet. Das Stimmengewirr stieg auf und sank und hallte von den harten, nackten Wänden wider, und in all den Stimmen schwang jener hartnäckige Trotz mit, der die Machtlosigkeit der Sprecher verriet. Jede Stimme berichtete, dass ihr Besitzer gerade die tollste Tat seines Lebens verrichtet hatte: seinem Chef die Fresse poliert, dem besten Freund des Chefs eine Schrottkarre angedreht, es der Frau des Chefs von hinten besorgt und dafür auch noch Geld gekriegt, die Runde geht auf mich, Jungs – ach nee, doch nicht, hab vergessen, das Geld mitzunehmen. (S. 89)

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit dem finnischen Sommerklima.

Auf den Straßen und in den Läden machte sich eine leicht gezwungene gute Laune breit: Flüchtige Bekannte hatten wieder einmal Gelegenheit, sich darüber auszulassen, auf welchen Tag der diesjährige Sommer gefallen war. (S. 178f)






MANUEL SCHMITT



DIE  
**INVASIVE**  
ART

Ein Science-  
Fiction-Thriller

KNAUR 

**Manuel Schmitt**

***Die invasive Art. Ein Science-Fiction-Thriller***

**Knaur 53 048 (PB 304 S./€ 16,99)**

**München 2024**

**Genre: Science Fiction**

Als er den nassen Metallsteg, der auf das Schiff führte, betrat, fiel sein Blick auf das Wasser zwischen Schiffswand und Pier. Milchige Wolken waberten im dunklen Grün des Hafenbeckens. Unzählige Quallen irrten scheinbar ziellos im Wasser umher, je tiefer sie sich befanden, desto unschärfer wurden ihre Konturen. Es waren erstaunlich viele Medusen, nicht nur in der Nähe seines Schiffes. Das gesamte Hafenbecken war angefüllt mit einer Wolke aus weißen Punkten, die sich langsam veränderte. Kopfschüttelnd betrachtete Aukai den Schwärm eine Zeit lang. Es kam häufiger vor, dass Quallen in die Buchten geschwemmt wurden. Hunderte. Tausende. Sie erschienen plötzlich über Nacht und verschwanden einige Tage später ebenso unerwartet. Manchmal waren die Strände anschließend tagelang

überzogen von glibberigen Quallenkörpern, die langsam in der Sonne austrockneten. (S. 14)

Wir schreiben das Jahr 2064. Der Weltgemeinschaft ist es gelungen, den Klimawandel aufzuhalten, wenn auch nicht zurückzudrehen. Allerdings gibt es seit kurzem ein seltsames Phänomen in den Weltmeeren, das hier der Fischer Aukai in der Republik Palau, einem Archipel im Pazifik, beobachtet: Die Quallen vermehren sich auf unerklärliche Weise. Und sie scheinen teilweise sichtbar, teilweise unsichtbar zu sein, was man eventuell mit ihrer Durchsichtigkeit und der Richtung des Lichteinfalls erklären könnte.

Die Weltgemeinschaft hatte das Meeressterben lange ignoriert – ähnlich wie vor Jahrzehnten den Klimawandel. Erst als Lieferengpässe entstanden, Fangquoten nicht eingehalten werden konnten und Investoren massive Verluste hinnehmen mussten, rückte das Problem in den Fokus von Wirtschaft und Politik. Die drastische Abnahme der

Fischbestände wirkte sich auf so viele Bereiche aus, dass nur wenige Experten das gesamte Ausmaß eines vollständigen Zusammenbruchs der Fischereindustrie absehen konnten. Und so meldeten nun täglich neue Industriezweige Probleme an: Die Herstellung von Medikamenten und Impfstoffen, von Tiernahrung, Dünger oder auch technischen Produkten wie Schmiermittel oder Transformatorenöl geriet ins Stocken, manchmal brach eine Produktion komplett zusammen. Fischteile wurden auch in der Chemie, in der Kosmetik und sogar in der Kleidungs- und Werkzeugproduktion verwendet. Ganz zu schweigen von der Unmenge an Fisch, die als Nahrungsmittel benötigt wurde. (S. 30)

Viel beängstigender ist jedoch, dass der Fischbestand in Weltmeeren rapide abnimmt, ohne dass dafür ein eindeutiger Grund erkennbar wäre. Die philippinische Geologin Mayari, die norwegische Biologin Svea und der amerikanische Ingenieur Mat, die auf der Tiefseestation Bathos IV arbei-

ten, kommen einem schier unglaublichen Phänomen auf die Spur.

*Die invasive Art* ist ein spannender Science-Fiction-Thriller, der uns deutlich vor Augen führt, wie abhängig wir von dem Zustand der Weltmeere sind.







**Marko Kilpi [1969–]**

***Olli Repo 2: Die Verschwundenen***

**(Kadotetut, 2009)**

**Grafit (HC 336 S./€ 19,99)**

**Dortmund 2011**

**Aus dem Finnischen von Gabriele**

**Schrey-Vasara**

**Genre: Krimi**

An einer Wand der Garage steht ein verschlissenes Sofa, dessen Bezug an vielen Stellen bereits zerrissen ist. Davor ein Tisch voller Krimskrams, mitendrin ein Aschenbecher, in dem Kippen glimmen. In der Luft liegt ein süßlicher Geruch. Ein Junge versucht, vom Sofa aufzustehen, schafft es aber nicht. Sein Blick segelt unkontrolliert hin und her, die Augen sind gerötet, wie es nach Cannabisgenuss zu erwarten ist. Auf dem Fußboden neben dem Sofa hockt ein zweiter Junge, den Kopf auf die Knie gelegt. Neben ihm steht ein alter roter Holzstuhl, auf dem ein dritter Junge sitzt, der mit ausdruckslosem Gesicht an allen, die sich in der Garage befinden, vorbei in die dunkle Ecke starrt. Ol-

li schätzt die Jungen auf höchstens dreizehn. (S. 8)

Polizeihauptmeister Olli Repo ist als Tutor für den jungen Polizeimeister Heikki Salmi eingeteilt. Hier haben sie sich Zutritt zu einer Garage verschafft, in der drei Jugendliche Haschisch rauchen. Bei genauem Hinsehen gibt es allerdings Spektakuläres zu beobachten.

Unter der Lampe zuckt pulsierend ein nackter Mann. Er hängt an dem Seil, das mit einem Laufknoten um sein Geschlechtsteil gebunden ist.

Der Mann atmet immer noch keuchend, allem Anschein nach steht er kurz vor der Bewusstlosigkeit. Er tastet nach dem Griff der Winde, der quälend nah, aber doch nicht ganz in Reichweite ist. Der Mann ist zu erschöpft, um die fünf Zentimeter, die ihn von dem Griff trennen, zu überwinden. Schließlich gibt er auf und bleibt in brückenartiger Position hängen, wobei sein Scheitel und seine Fersen den staubigen Betonboden streifen. (S. 8)

Heikki erleidet einen Kontrollverlust und schlägt den Perversen brutal zusammen, bevor Olli, der sich ablenken hat lassen, eingreifen kann. Der wahrheitsliebende Olli will Heikki bei seinem Vorgesetzten nicht decken, was ihm der Neuling sehr übel nimmt.

Aber der eigentliche Fall, den Olli bearbeiten muss, ist das Verschwinden von Sami Niemi, der kürzlich wegen untragbaren Verhaltens aus der Show Big Brother herausgeflogen ist.

Der Leser weiß bereits, wo Sami geblieben ist.

Mitten im Wohnzimmer steht ein solider Metallstuhl, mit starken Bolzen am Fußboden befestigt. Unter dem Sitz ein Plastikeimer. Rund um den Stuhl liegen Kleidungsstücke, achtlos auf den Boden geworfen. Jemand sitzt nackt auf dem Stuhl. Die Knöchel sind mit etwa einen Zentimeter breiten, starken Kabelbindern an die Stuhlbeine gefesselt. Die Fesseln sitzen stramm, sie schneiden in die Haut und lösen bei der kleinsten Bewegung höllische Schmerzen aus.

Die Hände sind hinter dem Rücken gebunden und ebenfalls mit schwarzen Kabelbindern an die Lehne gefesselt. Das Ganze ist fachmännisch gemacht, der Gefesselte kann praktisch nur seinen Kopf bewegen.

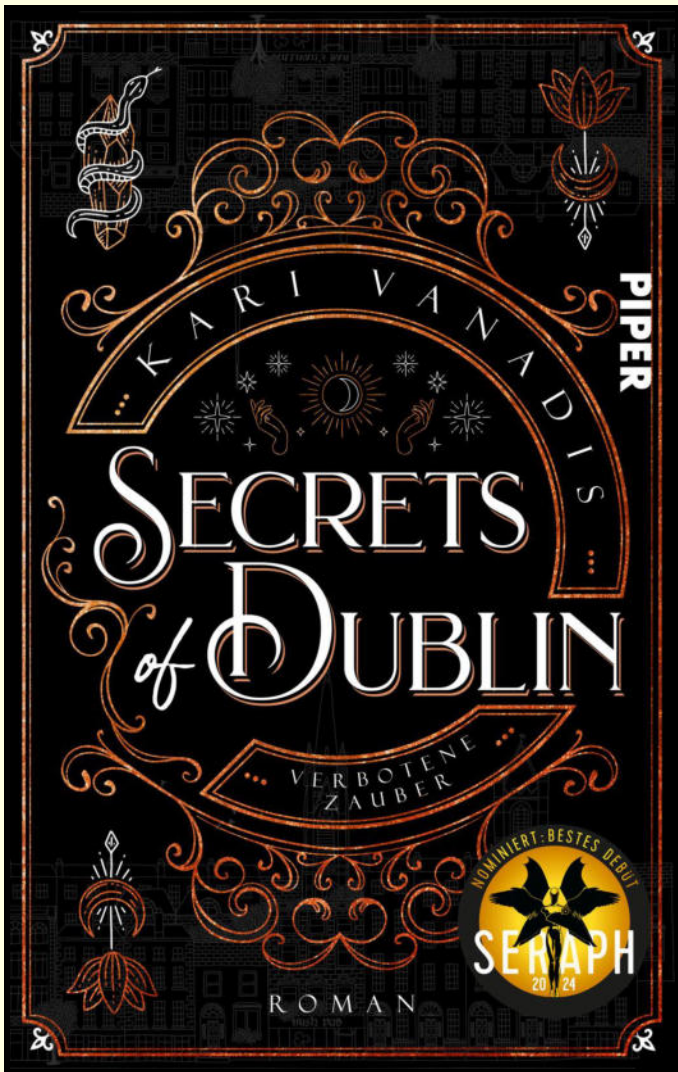
Den Kopf verhüllt eine schwarze, nach oben spitz zulaufende Kapuze, was den Eindruck verstärkt, es handle sich um ein pervers-absurdes Ku-Klux-Klan-Ritual. (S. 43)

Offenbar gibt es einen Menschen, der den Big-Brother-Teilnehmern ihre kurze Berühmtheit nicht gönnt.

Olli hat es schwer, denn einerseits sitzt ihm die Lokalreporterin Saastamoinen im Nacken, die nicht nur überaus clever und stets bestens informiert, sondern auch penetrant hartnäckig ist; andererseits will sie Ollis Frau von ihm scheiden lassen und ist bereits mit dem gemeinsamen Sohn Eetu ausgezogen.

*Die Verschwundenen* zeigt, dass sich Marko Kilpi darauf versteht, Spannung und Dramatik zu erzeugen, indem er Themen aufgreift, die zur Zeit der Erscheinung des

Romans in Finnland die Menschen bewegten. Obwohl Kilpi die Handlung unnötig in die Länge zieht, bietet der Roman trotzdem gute Unterhaltung.



**Kari Vanadis**

***Secrets of Dublin 1: Verbotene Zauber***

**Piper 50 671 (PB 396 S./€ 19,00)**

**München 2023**

**Genre: Phantastik**

„Unter keinen Umständen öffnen!“

Ich sah von dem Kunden zu dem Gegenstand, den er mir über den Verkaufstresen hinweg entgegenschob. Seine Hand ließ er darauf liegen, als wollte er sich überhaupt nicht davon trennen. Oder als befürchtete er, dass ich genau das tun würde, was er mir soeben verboten hatte. Tief in meiner Brust kitzelte es. Wie sollte ich dieser Herausforderung widerstehen?

Räuspernd verschränkte ich die Arme. „Sie sind sich sicher, dass Sie dieses ... was sagten Sie noch gleich?“ Unter seiner Hand erkannte ich nur abgenutztes Holz.

Sein Mantel raschelte, als er sich unruhig bewegte. „Ich sagte gar nichts.“ Ich fixierte ihn abwartend. Er schluckte und gab zwischen zusammengebisse-

nen Zähnen zu: „Es ist ein Ouija-Brett.“  
(S. 7)

In Dublin befindet sich der „Pot of Gold“, eine Mischung aus Antiquitätenladen und Pfandleihe für magische Artefakte. Leslie, die Tochter der Besitzerin, der Hexe Beth Delwood, fertigt gerade einen eigenwilligen Kunden ab, der einen unscheinbaren Kasten aus Mooreiche versetzen will und behauptet, er enthalte ein Ouija-Brett. Man dürfe den Kasten jedoch unter keinen Umständen öffnen.

Leslie nimmt den Kasten in Zahlung und ist entschlossen, später in aller Ruhe nachzusehen, was er enthält, auch wenn ihr Púca Sekel sie zu warnen scheint. Als sie schließlich den Kasten öffnet, enthält er tatsächlich ein unvollständiges Ouija-Brett, auf dem der Name „Timothy Murphy“ eingeprägt ist. Und ja, das Brett ist magisch – aber die Magie verschwindet sogleich – und dann ist sie wieder da – vielleicht wäre es doch besser gewesen, Leslie wäre nicht so neugierig gewesen.



Schließlich zeigt sie den Kasten ihrer besten Freundin Ciara und öffnet ihn nochmals in ihrem Beisein.

Ich öffnete das Scharnier und klappte den Deckel auf. Beim letzten Mal war nichts passiert, ich rechnete also nicht damit, dass es diesmal anders sein würde. Umso heftiger zuckte ich zurück, als mir eine schwarze Wolke entgegenschlug. Meine Fingerspitzen rutschten vom Brett ab. Ich hörte Ciara unterdrückt aufschreien, sah sie aber durch den Rauch hindurch nicht. Schwefelgestank drang mir in die Nase.

*Was passiert hier?*

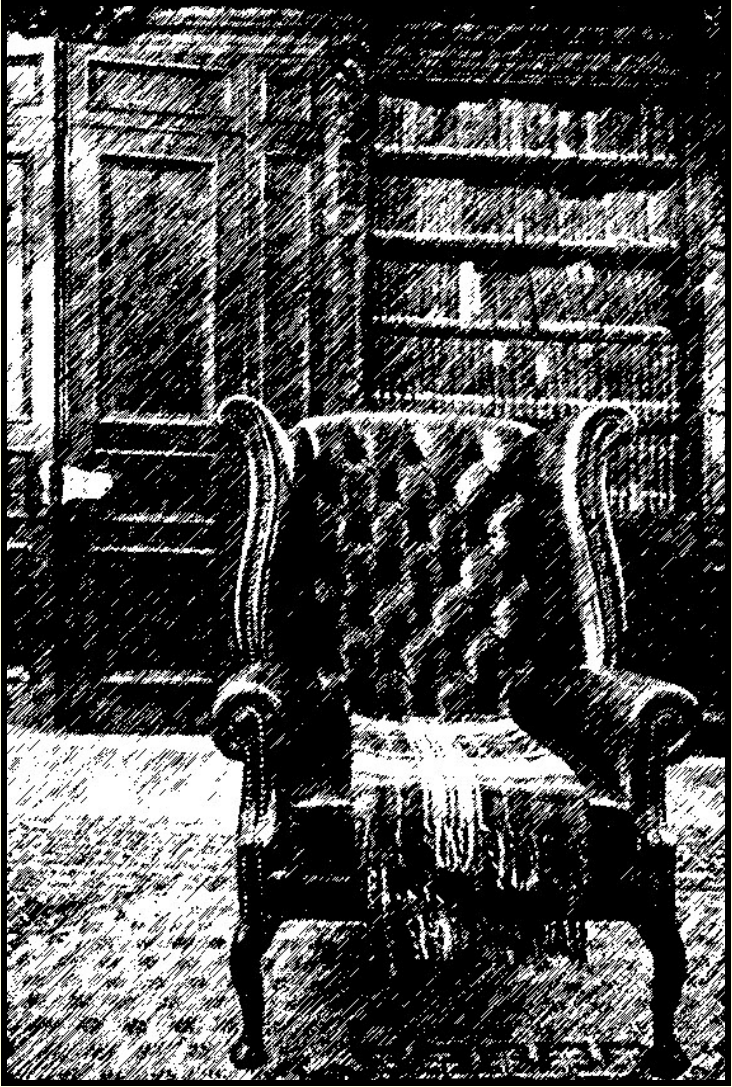
Kaum hatte ich den Gedanken beendet, zog sich die Wolke wieder zurück, verdichtete sich zwischen Ciara und mir, bildete Umrisse, verfestigte sich – und im nächsten Moment sah ich in ein rotes Augenpaar, das mich finster anfunkelte. (S. 36)

Es materialisiert ein halbwüchsiger Junge, über und über tätowiert, mit Ansätzen von Flügeln, der sich Nathaniel nennt. Und

damit beginnt für Leslie ein überaus gefährliches Abenteuer, das den einzigen Vorteil hat, dass Leslie dabei den geheimnisvollen Privatdetektiv Victor kennenlernt.

*Verbotene Zauber* verbindet auf geschickte Weise das Ambiente des modernen Dublin mit altertümlicher Magie und einer jungen Romanze.





# MAN SIEHT DURCH LUFT HINDURCH Erzählung

---

Michael Wiedorn

Niemand glaubt an meine Existenz. Niemand nimmt meine Gestalt wahr. Ich selbst weiß nichts von mir. Wo sollte man hinblicken um mich zu sehen? Richtet sich ein Blick auf meine Nichterscheinung, sieht der Betrachter auf den Gegenstand hinter mir. Ich bin so durchsichtig wie Wasser oder Glas.

Seine bloße Gegenwart ist für andere eine Zumutung – glaubt er. Er ist jetzt fünf- undfünfzig. Ein blasses Gesicht mit Kassen-

gestell als Brille und zarten, unentwickelten Gesichtszügen. Sein Antlitz hat noch nicht verstanden, dass sein Träger schon aus der Gebärmutter entschlüpft ist und schon längst erwachsen sein müsste. Seine verschwindend kleine Nase, sein verschwindend zartes Kinn schicken sich an, wie er selbst sich in Luft aufzulösen. Die Stirne flieht und flieht weit hinaus ins Nichts. Sein zerbrechlicher Körper, bereit sich im Winde weit weg wehen zu lassen, ist praktisch und billig bekleidet – in unauffälligen, wenn es ginge in unsichtbaren Farben. Grau, hellbraun, beige. Er verlässt nahezu nie seine Wohnung und verlebt seine Tage zwischen seinen vier Wänden.

Wohin soll ich großartig außer Haus gehen? In einer Kneipe würden die Leute mich nicht wahrnehmen. Sie würden durch meine Farblosigkeit hindurch blicken und würden eher ein Gespräch mit einem Stuhl anfangen. Ich versickere in der Holzvertäfelung. Ich bleibe den ganzen Tag auf dem Sessel sitzen und mache rein gar nichts. Der Fernseher läuft gemächlich vor sich hin. Die Wohnung dröhnt von fremden Stimmen. Die Stimme eines Polizisten erläutert dem

Darsteller eines ermittelnden Kommissars die Personalien des Mordopfers. Ich betrachte die Abbilder der Darstellung fremden Lebens. Mein Inneres wird von der Leere zernagt. Der Sessel, auf dem ich sitze, ist leer. Meine Gefühle sind abgestorben und ich nehme einen Zug aus der Bierflasche, blättere in einer Fernsehzeitschrift, lege sie überdrüssig beiseite und blicke auf die flimmernde Wand in ein Polizeirevier. Der Darsteller eines jungen Einbrechers tut so, als warte er auf einem Stuhl sitzend auf seine Vernehmung.

Die Nachbarn wissen, dass im vierten Stock ihres Wohnblockes ein unscheinbarer Herr in mittleren Jahren lebt. Sie grüßen ihn nicht, da sie ihn nicht wahrnehmen können. Sie grüßen auch nicht das Treppengeländer oder die Wohnungstüren. Die Nachbarn haben über ihn keinerlei Meinung.

Ich bin nicht einmal ein Gespenst. Jungmädchenstimmen, die über die Liebe sprechen, dröhnen durch die Wohnung. Anna und die Liebe. Ich habe keine weiteren Angehörigen. In Bielefeld oder Braunschweig soll eine alte Tante in einem Al-

tersheim vor sich dahinvegetieren – falls sie überhaupt noch lebt. Meine Mutter ist vor fünf Jahren verstorben. Ich vermied die Besuche bei ihr, weil ich ihren leeren Blick, dem ich nicht glaubte, dass er mich wahrnahm, nicht mehr ertrug. Wenn sie meinen Namen sagte, konnte ich es nie fassen, dass sie mich meinen könnte. In den letzten Jahren erkannte sie niemanden mehr, verwechselte mich dauernd mit den Schwestern, den Ärzten oder längst verstorbenen Verwandten und plapperte und kicherte fortlaufend vor sich hin. Ich war schon immer Glas und Luft und jeder blickt durch mich hindurch.

Er spricht – falls es mal so was wie ein Gespräch geben sollte – über das Fernsehprogramm, über Politiker, über das Wetter und bricht mitten im Satz ab, da er merkt, dass ihm niemand zuhört. Er versteht sein eigenes Gerede nicht mehr und seine Sätze und Wörter erscheinen ihm wie rieselnde Asche. Das Abbild einer Darstellerin einer jungen Blondine versucht mit möglichst präziser Terminologie – Gefühle müssen exakt und bis auf das Detail genau gefasst, erfasst, gepresst werden – ihre Beziehung



und die Unmöglichkeit derselben zu irgendeinem Thorsten zu erläutern. Ihr Gesicht auf der Mattscheibe verzieht und verzerrt sich zu einer verkrampften Grimasse bei ihren Bemühungen ihre Gefühle richtig und haargenau korrekt zu verbalisieren und zu präzisieren. Bei Gesprächen und beim vor mich hin Grübeln hier auf dem Sessel habe ich und sage ich meine Meinung über dies und das und merke dabei, dass meine Gedanken beim Aussprechen oder schon beim Auftauchen im Kopf verwesen und auseinander fallen. Ich habe gleichzeitig die genau entgegengesetzte Meinung. Gedanken und Gefühle sind Schaum und Luft. Luft ist da, versucht man auf Luft zu blicken, blickt man auf Menschen, Bäume, Möbel. Blickt man auf klares Wasser, sieht man die Kiesel auf dem Grunde und vielleicht noch ein ungreifbares Blinken. Ich habe noch nie den Fanatismus und die Gewalt verstanden, von denen immer im Fernsehen gesprochen wird. Von Hass und Geilheit aufgerissene Augen in Pornos, im Krieg.

Erregtes von den Sitzen Aufspringen und hysterisches die Arme in die Luft Hochheben bei einem Länderspiel. Alles ist

so wie es ist und es könnte auch ganz anders sein. Alles ist egal. Der Fernseher läuft. Das Leben läuft und lebt nicht. Eine Endloschleife. Stimmen. Unzählige, kleine Geschichten. Ein Gewimmel von vorbei huschenden Gesichtern. Eduschokaffee. Barmer Ersatzkasse. Till Schweikart. Erinnerere ich mich an die Gesichter und Banalitäten von vor vielen Jahren abgelaufenen Tagen, kann ich sie nicht mehr von den Plattitüden und Fernsehschimären von heute Vormittag unterscheiden.

Beige, hellbraun, grau. Ich werde einfach vergessen zu sterben oder ich werde meinen Tod nicht spüren und so mein Dasein für immer und ewig weiterführen.

Niemand sieht mich. Niemand beachtet mich. Niemand sieht die Luft. Man sieht durch sie hindurch.

Eines Tage wird es den Nachbarn auffallen, dass sie den unscheinbaren Herrn schon lange nicht mehr gesehen haben. Haben sie ihn denn jemals wahrgenommen? War er nur ihre Halluzination und hat hier nie gewohnt? Die Feuerwehr wird die Wohnungstüre aufbrechen. Niemand wird ihn finden und niemand wird wissen,

wohin er gegangen sein könnte. Er wird sich noch in der Wohnung aufhalten.



# KASKADE

## Erzählung

---

**Christian Knieps**

Tim geht die Straße hinab und sieht gedankenverloren einem Radfahrer mit knallgrünem Helm hinterher, der verbotenerweise und mit viel zu hoher Geschwindigkeit auf dem Bürgersteig fährt, anstatt den Radweg zu nutzen. Ohne einen richtigen Gedanken zu fassen, ist er geschockt von den Nachrichten, den ihm sein unpersönlicher Arbeitgeber in einer unpersönlichen Email geschickt hat. Seine Leistung wäre nicht ausreichend im Vergleich zu den anderen, und da er sich noch in der Probezeit befinde,

würde man von einer Kündigung Gebrauch machen wollen, wenn sich die Performance nicht augenblicklich verbessere. Das Merkwürdige war, dass ihm sein direkter Vorgesetzter immer wieder spiegelte, dass Tim zu den Highperformern zähle, was nicht zu der Aussage in der Email passt.

Somit stellt sich Tim die Frage nach dem Hintergrund auf mehreren Ebenen: ist er überhaupt gemeint? Warum sind die Aussagen so unterschiedlich? Wird zu ihm und von seinem Vorgesetzten nach oben unterschiedlich kommuniziert? Gibt es andere Themen, die die Einschätzung beeinflussen?

Ein Wirrwarr an Gedanken begleiten Tim, als er in einen Laden tritt, kaum mehr als ein Kiosk, in dem er sonst seine Kaugummis kauft, doch an diesem Tag greift er zum Bier – soll ihn doch sein Baldnichtmehrarbeitgeber dabei erwischen, wie er sich in aller Öffentlichkeit ein Bier trinkt!

Tim geht an die Kasse und nimmt sein Portemonnaie aus der Hosentasche, merkt den überraschten Blick seines Gegenübers und legt das abgezählte Geld auf den Tresen.

Aki wundert sich ein wenig über den Namenlosen, der sonst in großer Regelmäßigkeit Kaugummis und mal eine Zeitschrift kauft, aber niemals ein Bier oder anderen Alkohol. Er nimmt ohne zu fragen die Münzen, die abgezählt auf dem Tresen liegen, und sortiert sie in die Kasse. Dann schaut er dem Namenlosen hinterher und kehrt zu seinen Sorgen zurück, dass er von der Universität ein Schreiben erhalten hat, dass er auch durch die zweite Nachprüfung des Pflichtfaches Mathe II gefallen ist, was bedeutet, dass er seinen Studiengang nicht mehr beenden kann.

Akis Gedanken schweifen ab, und er merkt nicht, wie eine Frau in den Kiosk gekommen ist, um zwei Piccolos aus der Kühlung zu holen; erst, als sie die beiden auf den gläsernen Tresen stellt – fast schon knallt – wacht er aus dem Tagtraum aus, mustert die Frau kurz und erkennt, dass sie nicht in seinem Alter ist, ehe er in seinem Kopf den Preis für die Piccolos sucht und in die Kasse eintippt. Indem er ihr den angezeigten Preis zuruft, sieht er, wie sie in ihrer Handtasche das Portemonnaie sucht, um zu zahlen.

Karin findet es mehr als dämlich, dass sie in der heutigen Zeit noch mit Bargeld in einem Geschäft zahlen muss, und es beschleicht sie das Gefühl, dass dieser Laden seine Geschäfte nicht ganz sauber führt. Doch das ist ihr an diesem Tag egal, an dem sie endlich den Brief erhalten hat, dass sie formal und rechtsgültig von ihrem Ex-Mann geschieden ist. Nachdem sie sich jahrelang schikanieren und runtermachen ließ, fand sie nach einem weiteren, heftigen körperlichen Angriff endlich den Mut, einen Ausweg aus der Beziehung zu suchen, der ihren Ex aufweckte und der seitdem die Freundlichkeit in Person war. Daher ist Karin auch von ihrem Plan abgerückt, die Stadt zu verlassen, ihr Umfeld zu ihrem eigenen Schutz aufzugeben und alles hinter sich zu lassen – und heute ist der Tag, an dem sie mit ihrer Freundin anstoßen wird: auf das neue Leben, das sie sich erkämpft hat.

Sie tritt mit den Piccolos in der Tasche aus dem Laden hinaus auf den Bürgersteig; es ist diesiges Wetter, bei dem ab und an die Sonne durchscheint, und sie zieht den Kragen höher, geht die Straße hinab zur



Bushaltestelle und kaum, dass sie wartet und ihr Handy aus ihrer Handtasche hervorkramt, um die nächste Ankunft zu prüfen, kommt auch schon der Bus, der sie die wenigen Stationen zu ihrer Freundin bringen wird. Sie wartet, bis der Bus an die Haltestelle herangefahren ist und sieht, dass der Bus von der Fahrerin gesteuert wird. Karin steigt vorne ein und zeigt ihre Monatsfahrkarte, die die Fahrerin eingehend prüft.

Kiki – eigentlich heißt sie Anna, aber das findet sie zu altmodisch – schaut sich den Fahrausweis sehr genau an; jedoch nicht, da sie etwas Unregelmäßiges darin vermutet, sondern um den Moment zu verlängern, in dem die mitfahrende Fremde neben ihr steht. Seit sie vor einigen Tagen einen tränenreichen Brief von ihrer langjährigen Partnerin erhalten hatte, dass sie sich beide auseinandergelebt hatten, und dieses Gefühl seit längerem auch in Kiki beherrschend war, fühlt sie sich wie befreit und ist seit langem wieder auf der Jagd. Für Kiki ist das Freisein, ohne Partnerin, eine wilde Zeit, denn sie kennt sich: alles, das ihr gefällt und bei drei nicht auf dem Baum ist,

wird gnadenlos angemacht – so auch die Mitfahrende, die ein hinreißendes Lächeln und einen tollen Duft versprüht, jedoch wenig auf Kikis Werben anspringt. Da ihr Arbeitgeber sie bereits einmal für das Ansprechen eines Gastes abgemahnt hat, sieht Kiki von einem weiteren Anbaggern ab und winkt sie durch. Der nächste Gast ist schon etwas ungeduldig geworden, denn er will nur eine Station fahren, um Zeit zu sparen und huscht schnell an der Fahrerin vorbei nach hinten. Nico ist sich inzwischen sicher, dass er zu Fuß genauso schnell wie mit dem Bus gewesen wäre. Da es ihm zu peinlich ist, wieder aus dem Bus zu treten, ganz demonstrativ, wartet er und mimt den Ungeduldigen, bis er endlich durch kann, und umgehend zum hinteren Ausgang geht, da er nur eine Haltestelle mitfährt. Nico will zu einem Plattenladen; in seiner Tasche hat er einen zerknüllten Werbebrief, in dem mit einem Special Edition eines Doors Vinylalbums geworben wird, und trotz des immensen Preises wünscht er sich nichts sehnlicher als dass wenigstens noch ein Exemplar käuflich zu erwerben ist. An der nächstes Bushaltestel-

le ist es ihm, als würde die Busfahrerin extra lange auf das Aufdrücken der Türe warten – einfach um ihn zu ärgern – und er springt nach draußen, hechtet in den Laden, als ginge es um Leben und Tod – und tatsächlich will er sterben, als ihm nach wenigen Minuten des Suchens klar wird, dass keines der Exemplare noch verfügbar ist; zum Glück kann der Besitzer des Ladens ihm eine Platte bestellen, wobei unklar ist, wie lange es dauern wird, er würde angerufen werden, sagt ihm der Besitzer und diese Ungewissheit macht Nico nervös, so nervös, dass er einen Frustkauf tätigt, außerhalb seines Budgets für den Monat, einfach so, eine LP, die er einfach nicht braucht und sicher bald wieder verkaufen wird.

Madita hat sich den komischen Kerl von der Seite angesehen, der hypernervös im Laden herumlief und irgendetwas suchte. Sie hat ihn schon öfters gesehen, aber ihr Musikgeschmack ist grundverschieden von seinem, und sie kommt gerade aus einer toxischen Beziehung und sucht nicht gleich die nächste Achterbahnfahrt durch ihr Leben. Interessanterweise hat sie an diesem Morgen, beim Ausräumen der letzten Kar-

tons vom Umzug einen an sich selbst gerichteten Brief gefunden, in dem sie sich vor Jahren, als träumerische Anfangszwanzigerin, schrieb, was für eine Art Beziehung sie sich wünschen würde – und von welchem Typus Mann sie Abstand halten soll. Dieser Brief befindet sich nun in ihrer Handtasche, damit sie einen Ankerpunkt hat, wenn das nächste Liebesgefühl vorbeigeflogen kommt – denn Alleinsein ist einfach nichts für sie, das weiß sie auch. Madita schiebt den Gedanken beiseite, den The Doors Fan anzuquatschen – das gäbe nur Ärger am Abend, wenn sie sich an ihn kuschelt und diese alte Musik hören müsste! Um sich selbst vor dem Anflug einer größeren Unsicherheit zu schützen, lässt sie ihren eigentlichen Plan, ein neues Album zu finden, sausen und geht schnurstracks nach draußen, will nach Hause, weg von diesem Ort. Als sie aus dem Laden auf den Bürgersteig tritt, wird sie kurz von der Sonne, die sich für einen Moment durch das diesige Wetter kämpft, geblendet und macht einen weiteren Schritt nach vorne, ehe sie ein lautes, wütendes Geklingel aus ihren Gedanken reißt.

Nur mit Mühe und Not kann Paul den Zusammenstoß mit dieser Blinden verhindern, macht einen waghalsigen Schlenker und kann geistesgegenwärtig noch mehrmals wütend die Klingel betätigen, ehe das kurze Drama vorbei – die Tatsache, dass er unerlaubterweise auf dem Bürgersteig fährt, ist ihm dabei völlig egal. Er hat sowieso einen Hass auf die Polizei, die ihm geschrieben hat, dass er seinen Führerschein abgeben müsse, da er einen Unfall verursacht hatte, als er mit einem waghalsigen Manöver zwischen Autos hindurch wollte. Zum Glück hatte er – wie auch heute – seinen knallgrünen Helm auf gehabt, der ihn schon einige Male von größeren Verletzungen bewahrt hat. Nach dem Beinahezusammenstoß fängt sich Paul wieder und tritt mit Kraft in die Pedale, da er auf keinen Fall zu spät zu seinem Training kommen will. Die letzten beide Male war er bereits zu spät gekommen, und sein Trainer hatte ihn ermahnt, sich mehr an die Regeln zu halten, da dies die Basis für weitere Veränderungen in seinem Leben sein sollte: das Anerkennen, dass es gesellschaftliche Regeln gibt, die es zu beachten gilt. Wäh-

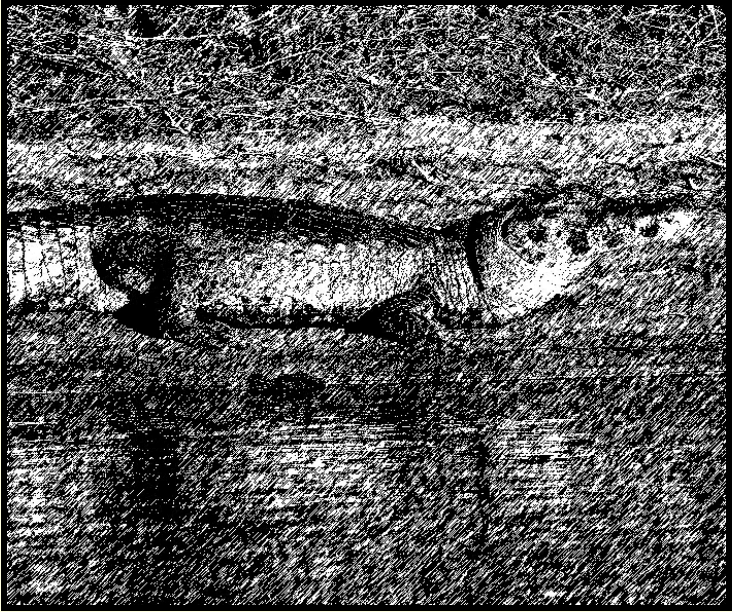
rend Paul den Gedanken an ein Zuspätkommen zum Training davonschiebt, tritt er noch fester in die Pedale und rast an einigen unpersönlichen Glasfront-Bürogebäuden vorbei, hinter denen ein Park folgt, an dessen Rand das Gebäude steht, in dem der Trainer seine Praxis hat.

Tim geht die Straße hinab und sieht dankenverloren einem Radfahrer mit knallgrünem Helm hinterher, der verbotenerweise und mit viel zu hoher Geschwindigkeit auf dem Bürgersteig fährt, anstatt den Radweg zu nutzen. Ohne einen richtigen Gedanken zu fassen, ist er geschockt von den Nachrichten, den ihm sein unpersönlicher Arbeitgeber in einer unpersönlichen Email geschickt hat. Seine Leistung wäre nicht ausreichend im Vergleich zu den anderen, und da er sich noch in der Probezeit befinde, würde man von einer Kündigung Gebrauch machen wollen, wenn sich die Performance nicht augenblicklich verbessere. Das Merkwürdige war, dass ihm sein direkter Vorgesetzter immer wieder spiegelte, dass Tim zu den Highperformern zähle, was nicht zu der Aussage in der Email passt.

Somit stellt sich Tim die Frage nach dem Hintergrund auf mehreren Ebenen: ist er überhaupt gemeint? Warum sind die Aussagen so unterschiedlich? Wird zu ihm und von seinem Vorgesetzten nach oben unterschiedlich kommuniziert? Gibt es andere Themen, die die Einschätzung beeinflussen?

Ein Wirrwarr an Gedanken begleiten Tim, als er in einen Laden tritt, kaum mehr als ein Kiosk, in dem er sonst seine Kaugummis kauft, doch an diesem Tag greift er zum Bier – soll ihn doch sein Baldnichtmehrarbeitgeber dabei erwischen, wie er sich in aller Öffentlichkeit ein Bier trinkt!

Tim geht an die Kasse und nimmt sein Portemonnaie aus der Hosentasche, merkt den überraschten Blick seines Gegenübers und legt das abgezählte Geld auf den Tresen...





# DIE CUBELLI LAGUNE

## Erzählung

---

**Fernando Sorrentino**

Im Südosten der in der Provinz Buenos Aires liegenden Ebene befindet sich der Cubelli See, der allgemein als die „Lagune des tanzenden Kaimans“ bekannt ist. Diese anschauliche Bezeichnung ist zutreffend, entspricht aber, laut Doktor Ludwig Boitus, nicht der Wirklichkeit.

Denn erstens sind „See“ und „Lagune“ verschiedene hydrographische Begriffe. Und zweitens: obgleich der Kaiman – *Caiman yacare* (Daudin), von der *Alligatoridae* Familie – in Amerika zuhause ist, gibt es gerade in dieser Lagune keinerlei Arten von Kaimanen.

Das Gewässer ist höchst salzig, Flora und Fauna sind die Üblichen, die im Meer vorkommen. Aus diesem Grund kann man es nur natürlich finden, dass sich in dieser Lagune an die hundertdreißig Meereskrokodile aufhalten.

Das Meereskrokodil, (*crocodilus porosus*, Schneider), ist das größte aller lebenden Reptile. Es kann eine Länge von ungefähr sieben Metern und ein Gewicht von mehr als einer Tonne erreichen. Dr. Boitus behauptet, an der Küste von Malaysia mehrere solcher Krokodile gesehen zu haben, die mehr als neun Meter lang waren, und tatsächlich beweisen die von ihm gemachten Fotos die Existenz solcher Exemplare. Da aber diese Fotos im Meer aufgenommen wurden, ohne irgendwelche Vergleichsmöglichkeiten, ist es undurchführbar genau festzustellen, ob diese Krokodile tatsächlich die von Doktor Boitus angegebene Länge hatten. Natürlich wäre es absurd, an dem Wort eines so ehrenhaften und brillanten Forschers wie Doktor Boitus, zu zweifeln (auch wenn seine Texte etwas barock anmuten), doch die wissenschaftliche Strenge verlangt, dass Daten gemäß unnachgiebi-

gen Methoden bewiesen werden, die in diesem Fall nicht verwendet wurden.

Allerdings hat sich heraus gestellt, dass die Krokodile in der Cubelli Lagune dieselben taxonischen Merkmale aufweisen wie jene, die in den Gewässern nahe bei China und Malaysia leben, weshalb sie mit vollem Recht den Namen Meereskrokodile, oder *Crocodili porosi*, beanspruchen können. Es bestehen allerdings einige Unterschiede, die Doktor Boitus in morphologische und ethologische Eigenheiten unterteilt.

Bei ersteren besteht der wichtigste (besser gesagt, der einzige) Unterschied in der Größe. So wie in Asien das Meereskrokodil eine Länge bis zu sieben Metern erreichen kann, misst unseres in der Cubelli Lagune im höchsten Fall gerade zwei Meter, von der Maulspitze bis zum Schwanzende gerechnet.

Was die Ethologie betrifft, findet dieses Krokodil, laut Boitus, an musikalischen, harmonischen Bewegungen Gefallen, oder, um es einfacher auszudrücken, es ist ein begeisterter „Tänzer“, wie es die Leute im Cubellidorf nennen. Es ist genügend be-

kannt, dass Krokodile auf festem Boden so harmlos sind wie ein Taubenschwarm. Nur im Wasser, in ihrem Lebenselement, können sie jagen und töten. Und sie tun dies, indem sie die Opfer zwischen ihren gezähnten Kiefern einfangen und sich selbst blitzschnell um die eigene Achse drehen, bis das Opfer tot ist. Ihre Zähne haben keine Kaufunktion, sie dienen nur dazu, das Opfer festzuhalten, um es dann im Ganzen zu verschlingen.

Sollten wir uns zu den Ufern der Cubelli Lagune begeben und dort einen Recorder einschalten – nachdem wir vorher ein zum Tanzen geeignetes Stück gewählt haben – würden wir feststellen dass nicht alle, aber fast alle Krokodile aus dem Wasser auftauchen und, auf festem Boden angekommen, zum Rhythmus der Musik zu tanzen beginnen.

Aus solchen anatomischen und verhaltensbedingten Gründen wird dieser Saurier *Crocodylus pusillus saltator* (Boitus) genannt. Es hat einen vielseitigen, eklektischen Geschmack, und kann anscheinend nicht die ästhetisch wertvolle Musik von minderwertiger unterscheiden. Es freut sich ebenso an

symphonischen Ballettkompositionen wie an ordinären Rhythmen.

Die Krokodile tanzen in aufrechter Haltung, nur auf die Hinterfüße gestützt, so dass sie eine durchschnittliche Höhe von einem Meter und siebenzig Zentimeter erreichen. Um den Schwanz nicht auf der Erde schleifen zu lassen, erheben sie ihn im spitzen Winkel, bis er fast parallel zum Rücken liegt. Die vorderen Gliedmaßen (wir könnten sie Hände nennen), markieren den Takt mit heiteren Bewegungen, während die gelblichen Zähne mit einem breiten Lächeln Optimismus und Zufriedenheit ausdrücken.

Manche Leute im Dorf sind gar nicht begeistert von der Idee, mit Krokodilen zu tanzen, andere hingegen teilen durchaus nicht deren Abneigung, und wenn sonnenabends die Dämmerung anbricht, erscheinen sie, festlich gekleidet, am Seeufer. Dort hat der Cubelli Sportklub alles Notwendige eingerichtet, damit das Treffen unvergessliche Eindrücke hinterlässt. Für jene Leute, die abendessen wollen, hat man nahe der Tanzpiste ein Restaurant installiert.

Die Arme der Krokodile sind eher kurz, und können den Körper des Tanzpartners

nicht umfassen. Der Herr oder die Dame tanzt je nachdem mit einem weiblichen oder männlichen Krokodil, das er oder sie erwählt hat, indem sie beide Hände auf die Schultern des Partners legen. Um dieses Manöver durchzuführen ist es ratsam, die Arme so weit wie möglich auszustrecken und eine gewisse Distanz zu wahren. Weil die Schnauze des Krokodils sehr ausgeprägt ist muss die Person sich vorsichtshalber so weit es geht zurückbeugen; auch wenn es nur wenige unangenehme Episoden gegeben hat (wie zum Beispiel der Verlust einer Nase, ein geplatzter Augapfel, oder ein Enthauptung). Und man darf nicht vergessen, dass sich zwischen den Zähnen Kadaverreste befinden können, weshalb der Atem des Reptils alles andere als angenehm ist.

Im Cubellidorf geht die Legende, dass auf einer kleinen Insel in der Mitte der Lagune der König und die Königin der Krokodile leben, die anscheinend niemals ihre Insel verlassen haben. Es heißt, dass beide mehr als zweihundert Jahre alt seien und wohl wegen ihres fortgeschrittenen Alters, oder vielleicht nur aus einer Laune heraus,

nie an den Tanzfesten des Sportklubs teilnehmen wollten.

Die Feste dauern nie länger als bis Mitternacht, denn da beginnen die Krokodile zu ermüden; vielleicht fangen sie auch an, sich zu langweilen oder werden hungrig, und da man ihnen den Eintritt zum Restaurant verwehrt, möchten sie zum Wasser zurück, um Nahrung zu suchen.

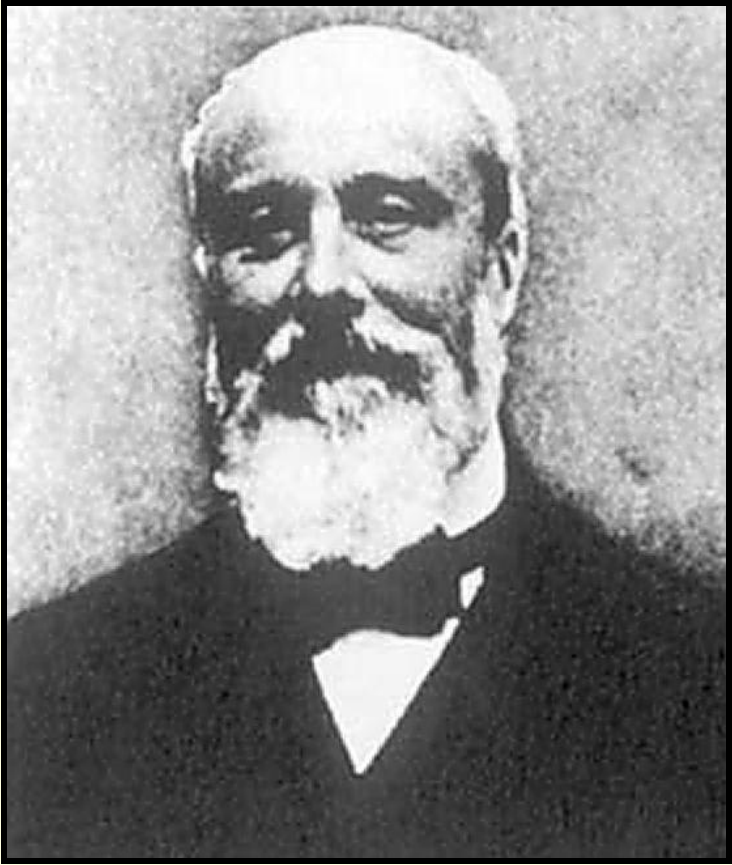
Wenn an Land kein Krokodil mehr zu sehen ist, kehren die Herren und Damen müde und auch etwas traurig ins Dorf zurück, aber immer mit der Hoffnung, dass vielleicht beim nächsten Fest, oder etwas später, der König oder die Königin, oder auch beide zusammen, ein paar Stunden ihre kleine Insel verlassen würden um am Fest teilzunehmen. Sollte sich ihr Wunsch erfüllen, würde sich jeder Herr im Geheimen wünschen, dass die Krokodilkönigin mit ihm tanzt. Ähnlich denken natürlich auch die Damen, die sich im Geist schon als Tanzpartnerinnen des Königs sehen.

Übersetzt von Marion Kaufmann  
„La albufera de Cubelli“ erschien zum  
ersten Mal in *Cuadernos del Minotauro*,

(Direktor: Valentín Pérez Venzalá), Jahr  
IV, Nr. 6, Madrid, 2008, S.117-120







Pierre Maurice Marie Duhem (1861–1916)

# SCHWERKRAFT IST GÖTTLICHES STREBEN (KOPERNIKUS) Einstein 125 Artikel

---

**Gerd Maximovič**

Verwendete Literatur:

– Duhem, Pierre: Ziel und Struktur der physikalischen Theorien. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1998.

– Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II. Werke 9. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 609, Frankfurt am Main 1970. Zitiert als „Naturphilosophie“.

Wir entnehmen hier also: Schwerkraft ist das Zueinander-Streben der Körper. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl gilt zunächst für jeden einzelnen Körper, der, demnach, aus gutem Grunde, zusammenhält. Das Gefühl allgemeiner Verbindung erstreckt sich aber, kosmisch gesehen, noch weiter. Alles, was immer es auch wäre, hält im Normalfalle per Gravitation zusammen. Die Welt ist eine Einheit und fällt nicht bloß ungeordnet auseinander. Gleichzeitig ist der dialektische Widerspruch für ihre Entwicklung nötig.

Man sieht dies am einfachsten etwa bei Frau und Mann: beide sind unabdingbar bis zu gewissen Graden verschieden, und doch halten sie ebensowohl untrennbar zusammen. Per Gravitation gedenken alle Körper zusammenzugehen. Dies ist ein Naturgesetz. Die Natur macht nichts Überflüssiges, und sie geht stets die kürzesten Wege.

Man bedenke allerdings, auch die Erde ist demnach ein in sich geschlossener Körper, dessen Teile zu ihm, und zwar zur Einheit mit oder in ihm streben:

„Ich denke“, Duhem zitiert Kopernikus, „daß die Schwere nichts anderes als ein gewisses natürliches Streben sei, welches den Teilen der Erde durch die göttliche Vorsehung des Erbauers des Universums gegeben worden ist, damit sie in ihre Einheit und Integrität zurückgeführt werden, indem sie sich in der Form einer Kugel vereinigen. Man kann wohl glauben, daß dieselbe Eigenschaft sich auch in der Sonne, dem Mond und den anderen wandelnden Leuchten finde, damit durch die Wirkung dieser Eigenschaft sie die runde Gestalt behalten, in der sie uns erscheinen.“ (Duhem, S. 304 f)

Schwerkraft ist also das Streben zueinander gehöriger Teile, ihre Einheit (wieder) herzustellen, und zwar demnach in der Idealform, also der Kugel.

Ganz wesentlich ist hierbei also die Überlegung, daß Materie – gleich, auf welche Weise – andere Materie „erkennt“ und daß sie deshalb zum ihr Verwandten hinstrebt (ein Verlangen oder eine Eigenschaft, welche man dann Schwere nennt):

„... die Lehre der alten Physiologen, die wie Empedokles in der Schwere eine Zuneigung von Ähnlichem zu Ähnlichem sahen...“ (Duhem, S. 306)

Also, Schwere bedeutet demnach nicht, daß alle Körper zu einem zentralen Orte streben (wie etwa dem Erdmittelpunkt oder einem bloß in der Einbildung existierenden Zentrum des Universums), sondern Schwere bedeutet: die Körper „erkennen“ sich gegenseitig in irgend einer Weise und streben demnach zu „ihresgleichen“ (das sind demnach alle anderen materiellen Teilchen, gleich welcher Art sie beschaffen sein mögen).

Nachfolgendes Zitat bezieht sich auf Fracasto, das ist Girolamo Fracastoro (1477 – 1553), unter anderem italienischer Arzt, Astronom, Philosoph und Kosmologe, der von einer harmonischen Natur ausgeht:

„Es lag daher im Wesen der kopernikanischen Physik, das Streben eines jeden Elementes zu seinem natürlichen Ort zu leugnen und dieses Streben durch die gegenseitige Zuneigung der Teile eines

Ganzen, die dieses Ganze wieder herzustellen suchen, zu ersetzen. In der Zeit, in der Kopernikus diese Zuneigung zu Hilfe nahm, um die jedem Gestirn eigentümliche Schwere zu erklären, formulierte Fracasto die allgemeine Theorie derselben: Wenn zwei Teile desselben Ganzen voneinander getrennt sind, sendet jeder derselben zum anderen eine Ausstrahlung seiner substantiellen Form, eine species, welche sich im Zwischenraum fortpflanzt; durch die Berührung dieser species strebt jeder der Teile gegen den anderen, damit sie sich zu einem einzigen Ganzen vereinigen...“ (Duhem, S. 307 f)

Alle Körper senden also eine „Ausstrahlung“ aus, um sich gegenseitig (in ihrer Anwesenheit) zu „erkennen“. Wie aber stellt man sich diese Kraft (Ausstrahlung) nun vor, welche ja von jedem gleichgültigen Partikel (einem Sandkorn, einem Stein etwa und vielem gleichgültig Wirkendem mehr) ausgeht, worin sich grundsätzlich alle Teile und Teilchen gegenseitig „erkennen“?

„... so erklären sich die wechselseitigen Anziehungen von Ähnlichem, deren Typus die Zuneigung des Eisens zum Magneten ist.“ (Duhem, S. 308)

Und etwa:

„... damals verglich Guillaume d’Auvergne in seiner Schrift ‘De Universo’ die Wirkung des Mondes auf die Meeressgewässer mit der Wirkung des Magneten auf das Eisen.“ (Duhem, S. 314)

Also wie Magnetstrahlung (die heftige Verbindung von Magnet und Eisen) ist es, was alle Körper kennzeichnet beziehungsweise untrennbar verbindet. Man „erkennt“ sich, man zieht sich gegenseitig an, man kann „nicht voneinander lassen“.

Es muß sich bei der Schwere also in jedem Falle um „verborgene, den Sinnen unzugängliche Kräfte“ (Duhem, S. 314) handeln, welche indes jeglicher Materie innewohnen. Denn alles „erkennt“ alles, will sagen: alles zieht alles an, auch wenn wir dies noch nicht begreifen. Wir können diese



Macht derzeit weder erzeugen noch abschirmen, und doch ist sie zweifellos vorhanden. Siehe den Stein, er fällt zweifellos unbeirrt nach unten, und zwar, wenn wir nicht aufpassen oder dies gar leugnen: uns auf die Füße.

Darum nochmals, Kepler leugnet, daß es einen theoretischen zentralen mathematischen Punkt geben könne, zu dem, weil vorhanden, alle Körper stürzen:

„Vor allem leugnet Kepler, daß irgend ein mathematischer Punkt, sei es nun das Zentrum der Erde, wie es Kopernikus, sei es das Zentrum des Universums, wie es Aristoteles meinte, ein Anziehungs- oder Abstoßungsvermögen besitze...“ (Duhem, S. 311)

Dieser Gedanke geht von der zunächst richtigen Vorstellung aus: alle Körper stürzen hinab zur Erde. Was diese Körper anzieht, ist also ein für sie eindeutig vorhandenes „Zentrum“, nämlich, genau genommen, die Mitte der Erde. Indes, darf man diesen korrekten Gedanken demnach bedenkenlos auf das Universum übertragen, dort folglich

ebenso ein solches „Zentrum“ vermutend, zu welchem denn alle Körper hin- oder hinabstürzen?

Wir sahen aber, etwa über den Möbius-Steifen, es gibt kein (universales) Zentrum, welchem man die Anziehungskraft zuschreiben könnte. Nebenbei bemerkt, stellt sich natürlich die Frage, gibt es überhaupt eine „zentrale Instanz“, über welche sich der gesamte Kosmos begründet. Diese gibt es gewiß. Wir pflegen sie Gott zu nennen. „Er“ aber arbeitet für gewöhnlich mit den natürlichen, demnach auch physikalisch begründeten Dingen.

Duhem weiter, hier Kepler zitierend:

„Die Schwere ist keine Wirkung, sondern ein Trieb des Steines, der angezogen wird.“ (Duhem, S. 311)

Und, Duhem weiter Kepler zitierend:

„Es ist unmöglich, daß die substantielle Form des Steines, wenn sie diesen Stein als Körper in Bewegung setzt, einen mathematischen Punkt, zum Beispiel das Zentrum der Welt suche, unbe-

kümmert um den Körper, in dem sich dieser Punkt befindet. Mögen daher die Physiker zeigen, daß die natürlichen Dinge Sympathie für das haben, was nicht existiert!“ (Duhem, S. 311)

Also, ein Zentrum der Welt existiert nicht. Darum werden jegliche Körper auch wohl kaum „Sympathie“ für ein solches nicht existierendes Zentrum aufbringen können. Das Universum, wenn wir denn auf sein angebliches Zentrum abheben wollen, ist in sich geschlossen beziehungsweise in sich rückgeschlungen (wie der Möbius-Streifen, nur eine Stufe höher). Dort, im Universum, gibt es folglich kein Zentrum (wie auf dem Möbius-Streifen, welchen wir ebenfalls in einer Endlos-Schleife umrunden können, ohne je zu einem „Anfang“ oder einem „Ende“ auf ihm zu gelangen). Das bedeutet aber zugleich, man kann insofern alles, jeden Ort als Zentrum betrachten. Wenn das universale „Zentrum“ also nirgends und überall ist, dann befindet es sich auch hier, an diesem Orte.

Die zur Erklärung der Schwerkraft früher aufgebrachte Vorstellung, daß alles von

einem universalen Zentrum angezogen würde beziehungsweise aus eigener Machtvollkommenheit oder gar Sehnsucht (sich mit ihm zu vereinigen) zu demselben hinstrebe, ist jedenfalls falsch. Indes, man sollte darüber (über diesen Versuch, die Gravitation per nicht vorhandenem Zentrum zu erklären) nicht billig lachen. Denn da ist ja nachweislich schwerkraftmäßig etwas, wir bemerken seine drastische Wirkung, und wir können sie nur schwer begründen.

Wir entnehmen folglich, Anziehung etwa des Steines durch die Erde ist gleichbedeutend mit einem „Trieb des Steines, der angezogen wird“. Merkwürdig, wie dies klingt: jeder Körper „erkennt“ auf rätselhaft, bislang noch unerklärte Weise jeden anderen und zieht ihn mithin an. Nochmals, wir müssen also von einem „Trieb“ aller Materie ausgehen, sich wechselseitig zu „erkennen“ und zueinander zu streben, ähnlich dem bekannten Verhältnis von Magnet und Eisen.

Kepler, zitiert bei Duhem:

„Hier haben wir die wahre Lehre über die Schwere. Die Schwere ist eine wechselseitige Zuneigung unter verwandten Körpern, die sie zu vereinigen und zu verbinden sucht...“ (Duhem, S. 312)

Man halte sich dies Unausweichliche vor Augen, und wir erkennen denn auch, daß die wirklich großen Fragen (und die Schwere ist eine von diesen) sich nur philosophisch lösen lassen. Die normale Physik, hochwillkommen, liefert Zahlen, auch die Einsteinsche. Sie schuldet uns aber in Wirklichkeit die Erklärung. Mit der Raumkrümmung, welselbe es zweifellos gibt, ist es längst nicht getan.

Erachten wir nochmals das Zitat soeben:

„Die Schwere ist eine wechselseitige Z u n e i g u n g unter verwandten Körpern...“

Und:

„Diese Wirkung des Mondes auf die Gewässer des Meeres gehört übrigens zu jenen sympathischen Neigungen des

Gleichen zum Gleichen, in denen die Kopernikaner die Erklärung der Schwere sehen.“ (Duhem, S. 317)

„Sympathische Neigung“. Gleiches zieht Gleiches an. Man ist sich „sympathisch“, zu Deutsch wohlgesonnen: „anziehend, ansprechend, zusagend“, wie uns das Wörterbuch verrät. Insbesondere „anziehend“ sei hier, aus gutem Grunde, hervorgehoben. Der im Zitat erwähnte Mond zieht ja bekanntlich die gesamte Erde an, den Erdboden infolge seiner Festigkeit auch, doch in geringerem Maße, das bewegliche Wasser (Ebbe und Flut) weit stärker.

„Ebenso wird die Anziehung des Mondes nicht nur auf die Gewässer, die die Erde bedecken, sondern auch auf die festen Teile und auf die Erde als Ganzes ausgeübt...“ (Duhem, S. 319)

Gravitation herrscht also allgemein. Das kann man zum Beispiel an besonders schweren Fluten auf der Erde bemerken. Dann nämlich, wenn Mond und Sonne in einer Linie stehen, mithin deren vereinigte

Anziehungskraft sich in starkem Maße auf die Erde und insbesondere auf das Wasser auswirkt.

In nachfolgendem Zitat findet sich Petrus Gassendi (eigentlich Pierre Gassend 1592 – 1655, französischer Philosoph und Naturforscher):

„In jenem Jahre 1643, in dem Gassendi die Hypothese, daß der Mond und die Sonne analoge Anziehungen hervorrufen könnten für unbegründet erklärte, wurde diese Hypothese neuerlich formuliert, aber generalisiert und erweitert, bis zur Annahme einer allgemeinen Gravitation.“ (Duhem, S. 327 f)

Also: jeder Körper zieht jeden Körper an, „erkennt“ ihn mithin auf mysteriöse, derzeit noch ungeklärte Weise. Vergleichbar dem Magneten und dem Eisen, welche sich per Anziehung ja auch wechselseitig „erkennen“ müssen.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang Hegel. Materie ist schwer, wir gewärtigen die ewige Sehnsucht des Zusammenstrebens. Aber wenn die Materie das er-

reiche, so fiel sie ausweglos in einem Punkt zusammen, in einem gigantischen schwarzen Loch, würde man heute sagen. Oder auch, wenn alle Materie diese Form der Vereinheitlichung erreichte, so würde sie sich insgesamt so sehr komprimieren, daß der einzige ihr verbleibende Ausweg in der Tat eine Urexplosion (Big Bang, Urknall) wäre, und das „Spiel“ begänne von vorne:

„Die Einheit der Schwere ist nur ein Sollen, eine Sehnsucht, das unglücklichste Streben, zu dem die Materie ewig verdammt ist; denn die Einheit kommt nicht zu sich selbst, sie erreicht sich nicht. Wenn die Materie das erreichte, was sie in der Schwere sucht, so schwitzte sie in einen Punkt zusammen.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 63)

Wir entnehmen also auch bei Hegel: Schwerkraft ist ein allgemeines Streben der materiellen Teilchen, zueinander zu finden. Jedes materielle Teil „erkennt“ jedes andere, und strebt darum zu ihm. Das ist ein Naturprinzip. Niemand und nichts ist allein im Universum, oder will allein sein. Indes, in-



teressant auch die weitreichende Folgrung Hegels: wenn denn alle Materie tatsächlich „zueinander“ finden würde (also in einem einzigen Punkt oder Klumpen), so wäre die Voraussetzung für den nächsten „Urknall“ gegeben, denn so viel (unerträgliche) „Nähe“ verträgt denn doch auch niemand und nichts mehr.

Jedenfalls, wir vermerken, über den zitierten „Punkt“ (bei Hegel) ist auch die konzentrierte Urknall-Materie gegeben. Und da sage einer, all dies wäre neumodisch und erst „heute“ ersonnen!

Nochmals, es streben im Normalfalle also alle Dinge auf Grund ihrer Natur zueinander. Nun hat aber Newton mit seiner Aufstellung der Schwerkraft-Gesetze genaue Hinweise für Stärke und Triftigkeit dieses Schwerkraft-„Strebens“ angegeben. Gibt es einen entsprechenden physikalischen Hinweis, mit dem man auch das Zueinander-Streben von allem zu allem begründen oder erklären könnte?

Den gibt es interessanterweise. Man weiß nämlich heute (im Jahre 2022), daß, blickt man ins Innere des Atomes, dort alles Welle oder Strahlung ist. Was uns als feste

Materie vorkommt, bietet einen Trugschluß. Denn im Innersten gibt es nichts Festes mehr, sondern – ausgerechnet – schier endlose Zwischenräume. Und eben Welle oder Strahlung. Wenn wir aber der Materie demnach zu Recht im wesentlichen eine strahlende Eigenschaft unterstellen, so liegt der Gedanke nicht fern, daß sich alle einschlägigen Gegenstände eben per (innerer, ihnen innewohnender) Strahlung gegenseitig „erkennen“.

Und selbst hier gelten dann die Newtonschen Gesetze, nach denen die Strahlungsintensität mit der Ferne abnimmt.

Dies wäre eine, wenn man so will, handfeste physikalische Erklärung dieser Dinge, welche sich auf die Tatsache stützt, daß im Inneren der scheinbar festen Materie alles Welle oder Strahlung ist. So könnte man das sich gegenseitige wechselseitige Erkennen von allem sehr wohl erklären.

Indes, man bedenke zugleich aber, daß mit dieser vordergründigen physikalischen Erklärung andere Erscheinungen wie etwa die real vorhandene, die nachweisbare Telepathie noch gar nicht einbezogen oder erörtert wurden. Und die tatsächlich vor-

handene Telepathie, sie richtet sich nach aller Erkenntnis keineswegs nach der Entfernung, sie nimmt also auch nicht mit dem Quadrat der Entfernung ab.

Nächste Frage, ist gerade die Telepathie nicht wiederum Strahlung oder Welle? Oder ist sie etwas anderes, auf Grund ihres unmittelbaren „Zugriffs“, welcher ohne zeitliche Verzögerung erfolgt. Unmittelbarer Zugriff? Gibt es denselben, und wer oder was verfügt über denselben? Ja, ihn gibt es. Und ja, natürlich, selbiger „Zugriff“ ist Gott (auch unterbewußt in uns drinnen) vorbehalten. Telepathie wäre demnach ein uns verliehenes göttliches Vermögen.

Verzeihung, an dieser Stelle, wie arbeitet Gott eigentlich? Arbeitet er mit Meßgerät, Registrierapparat und Sonden, um Wellen zu erzeugen, über welche er sich „teilt“? Oder sollte man von dieser vordergründigen billigen Auffassung nicht ablassen, und schlichtweg unterstellen, Gott ist gleichzeitig überall, und er ist alles. Und zwar auch ganz ohne jegliches ihn mit uns verbindendem Hilfsgerät und ohne jede ihn tragende Sonde. Einmal mehr: Gott ist ge-

wiß kein auf irgendwelche Geräte angewiesener Klempner.

Und da fällt auch nochmals bei, wenn denn Gott überall und in allem ist, und das ist er, dann ist er, wohlgemerkt, auch in uns drinnen. Was uns zu allermindest bezüglich der demnach grenzenlosen Telepathie auf ein ganz anderes, unvermutetes – göttliches – Niveau oder doch zu allermindest in „seine Reichweite“ heben würde.

Gerd Maximovič





Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

# REISE IN DIE HÖLLE

## (Perty 33)

### Artikel

---

**Gerd Maximovič**

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

Wenn man also geistige „Ausblicke“ oder „Einblicke“ hat, so geht das mitunter anscheinend nicht ohne erhebliche beeinträchtigende Nebenwirkungen ab:

„Eine eigenthümliche Verbindung der somnambulen und ekstatischen Erscheinungen mit der religiösen Schwärmerei bietet der Fall der Spitzenklöpplerin Friederike Erdmuthe Reinhold, genannt „das wunderbare Mädchen zu Johannegeorgenstadt“ im Erzgebirge. ... Sie litt an heftigen Krämpfen, Convulsionen [Schüttelkrämpfe], Epilepsie [plötzlich eintretende Krämpfe und kurze Bewußtlosigkeit]; zuletzt traten somnambule Erscheinungen und Hellsehen ein...“ (Perty, S. 264)

Also, wenn jemand „Hellsehen“ will, so sollte man dies doch bedenken. Wie zitiert, es tritt „religiöse Schwärmerei“ bei dem „wunderbaren Mädchen“ hinzu:

„Es traten nun Paroxysmen [anfallartige Steigerungen von Krankheitserscheinungen] ein, in welchen sie die Attitüde



und die Mienen einer Gekreuzigten annahm und dann mit auf die Seite hängendem Haupte in einen Todenschlaf fiel, wo sie etwa 1/4 Stunde ganz kalt und starr da lag. Der Zulauf wurde immer stärker...“ (Perty, S. 264)

Das Ganze nimmt also zunehmend Ausmaße an. Von dem „wunderbaren Mädchen“ weiter:

„... so fand wirklich eine große Scene in der Charwoche 1820 statt. Abends 6 Uhr am Gründonnerstag simulirte sie die durch Jesus an ihr geschehende Fußwaschung; um 12 Uhr Nachts begann unter den fürchterlichsten Krämpfen die Kreuzigung, um 3 Uhr Morgens verschied sie scheinbar mit den Worten: Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände ... es ist vollbracht, worauf sie in den tiefsten magnetischen Schlaf fiel.“ (Perty, S. 264)

Was sagen Augenzeugen zu diesem Vorgang?

„Pfarrer Tröger berichtet: Der Umstand, daß dieser scheinbare Tod zwölf Stunden früher erfolgte als der Tod Jesu, zeigt, daß all diese Auftritte im Verlauf des Paroxysmus lagen und ihrem eigenen Willen nicht freistanden.“ (Perty, S. 264)

Man könnte also vermuten, das gehorsame Unterbewußtsein des „wunderbaren Mädchens“ gehorchte in jedweder möglichen Weise, ganz genau das erfüllend, was das Mädchen sich ausgedacht oder „erträumt“ hatte. Wie ging es weiter mit

Friederike Erdmuthe Reinhold:

„Die Kranke lag nun unverändert bis gegen 10 Uhr Abends, wo auf ihr Verlangen Pfarrer Tröger schleunigst gerufen wurde. Die Arme waren parallel mit dem Kopf ausgestreckt, die Ballen der Hände braunroth gefärbt. Bei diesem Anblick hatten vor der Ankunft Tröger's einige wundersüchtige Zuschauer und Anhänger ausgerufen: seht hin, die Hände sind voll Blut! Dadurch war ohne Zweifel die S. [die somnambule Spitzen-

klöpplerin] selbst hievon überzeugt worden, denn sie sprach mit geschlossenen Augen zum Pfarrer: O lieber Herr Taufzeuge, nehmen Sie sich meiner an und verkünden Sie den Menschen, was Sie an mir sehen, meine Nägelmal' und das vergossene Blut!“ (Perty, S. 264 f)

Doch ist das echt, was wir hier an „Wunderzeichen“ erblicken, gar dem Tode Jesu Christi nachempfunden? Sicher ist, daß sich hier – bei aller Kritik – ein Vorgang im Inneren der Versuchsperson abspielt, welcher sich nach außen äußert.

„Aber es zeigten sich keine Nägelmale, und die braunrothe Farbe an den Ballen rührte davon her, daß die schwitzenden Hände 19 Stunden auf der braunen Schürze gelegen und von deren Farbe aufgelöst hatten. An diesen Umstand mit den vermeintlichen Nägelmalen und Blut knüpfte sich nun eine Unbesonnenheit der Behörde, von nachtheiligen Folgen für die Kranke. Sie lag, nachdem Träger sie verlassen, wieder in völligem Schläfe, als eine Commission von Ge-

richts- und Medizinalpersonen kam, welche eingreifende Erweckungsmittel anwandte, sie an mehreren Körperteilen derb stach und zwickte, was im Augenblick nicht den mindesten Eindruck auf sie machte, aber nach dem, wie verkündigt war, Schlag 6 Uhr Morgens am Ostermontag stattfindenden Erwachen (welchem einige starke elektrische Schläge vorausgingen) die Kranke zu Klagen über heftigen Schmerz veranlaßten. Der Gerichtsarzt Dr. Gruber, der die große Scene der Charwoche sehr richtig als einen Kampf der Natur um die Genesung betrachtete, glaubte, daß derselbe ohne jenes unverständige Eingreifen wohlthätigere Folgen für die Kranke gehabt hätte, die wenigstens ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte.“ (Perty, S. 265)

Wir sehen also – bei aller Vorsicht – zumindest, innere seelische Vorgänge lassen sich nicht mit groben äußerlichen Mitteln aufdecken oder gar behandeln. Denn es gibt denn doch immer wieder Berichte – etwa der „Fernsicht“ – welche uns stützen las-

sen. Gerade heftige seelische Schwingungen übertragen sich, zumindest gerne auf dafür besonders empfindliche Personen:

„Ueber die S. [Somnambule] Höhne wurde von den Parteien in Dresden aufs Bitterste gestritten. ... Die Commission hatte erklärt, die H. leide an hysterischer Nervenverstimmung, habe keine Beweise von Somnambulismus gegeben, simulire diesen wahrscheinlich nur, und es solle ihr nicht gestattet werden, medizinische Rathschläge zu ertheilen. Die H. selbst, dann Registrator Frost (ihr Magnetiseur in Dresden) und dessen Frau behaupteten, die H. besitze magnetische Kräfte, sei hellsehend, könne auf Andere theils streichend, theils bloß psychisch ‘durch ihr nächtliches Erscheinen im Geiste’ wirken, schaue in große Ferne, reise im magnetischen Schlafe zu fernen Kranken.“ (Perty, S. 266)

Nicht wahr, allein das ist schon interessant, nämlich, daß die Person Höhne aus der Ferne auf Kranke einwirken kann. Doch das

interessanteste hinsichtlich ihrer Begabung kommt noch:

„Ihr Fernsehen wurde auch von Neuberth bestätigt, der ... folgenden beweisenden Fall mittheilt. Auf der Rückreise von Dresden nach Freiberg bemerkte er im Tharandter Wald bei schon eingebrochener Nacht zwei Männer, die mit ihm fahren und dies erzwingen wollten. Erschrocken hieb er auf sein Pferd los, welches in bald aus ihrem Bereich brachte. Im gleichen Augenblick that die in Dresden magnetisch schlafende H. einen ängstlichen Schrei und sagte, es passire etwas mit Neuberth, er haue so aufs Pferd los; und nach einigen Augenblicken: ‘Gott sei Dank, er ist der Gefahr entgangen, das waren ein Paar böse Kerle.’ Ministerialregistrator Frost, welcher bei diesem Schlafe gegenwärtig war, und Neuberth wollen dies eidlich bezeugen.“ (Perty, S. 266 f)

Man muß so etwas oder Ähnliches wohl selbst schon einmal – zumindest ansatz-

weise – erlebt haben, um es zu glauben. Dann aber, über die eigene Erfahrung und Erkenntnis, wirft das Ganze gewissermaßen Anker. Wir sahen weiter oben, daß die Frau Höhne gesundheitlich (also heilend) auf andere Personen zugreifen kann. Dergleichen wird in der esoterischen Literatur auch heute immer wieder berichtet. Interessant bei der Höhne ist auch der erklärende Hintergrund, inwiefern sie – selbst auf die Entfernung hin – denn heilen könne:

„Ihre Recepte waren zum Theil sehr wunderlich, manchmal abscheulich, ungemein complicirt; Brendel behauptet jedoch, es seien durch sie sehr viele Personen geheilt worden. Man weiß freilich, daß in diesen Fällen der Glaube und die dadurch gehobene psychische Kraft das Meiste thun.“ (Perty, S. 267)

Nicht wahr, erstaunlich, diese Erkenntnis (veröffentlicht 1861): der Glaube heilt. Er stärkt die angegeben „psychische Kraft“. Vom persönlichen Unterbewußtsein, wie später bei Emile Coué, ist hier nicht die Re-

de. Aber man erkennt doch, wie klar, hell-sichtig und ganz unabhängig von sogenannter (konventioneller) Expertenmeinung die Leute damals schon waren. Liest man solch wesentliche Erkenntnis, dann kann man den Autor – Maximilian Perty – gewissermaßen nachträglich nur beglückwünschen, so viele Informationen insbesondere aus dem von ihm ständig erwähnten „Kiesers Archiv“ zusammengetragen zu haben. Ja, man sieht schon, ungeachtet aller Aufschneider, Betrüger und Schwindler, welche sich alleweil allüberall tummeln, die Wahrheit läßt gewisse Leute einfach nicht ruhen. Damals nicht, und auch nicht heute, nicht wahr.

Und wir reisen denn auch wieder. Hin zum Mond, zur Sonne und zu den Sternen. Im übrigen aber auch zur Hölle:

„Ein Buch, welches unter dem Titel: Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und die Sonne; Gesch. einer Somnambulen in Weilheim an der Teck, Augsb. 1834, erschienen ist, eine Menge Auflagen erlebt hat und nur zu sehr verbreitet ist, hat den somnambulen Zustand



der 16jährigen Philippine Demuth Bäuerle zum Gegenstand. Es erschien ihr in demselben ein 'Führer, ein schöner junger Mann in dunkelblauer Kleidung', mit dem sie 'Reisen' machte, und zu dem sich später noch ein zweiter Führer gesellte. Wie gewöhnlich ging die Reise in ein 'finsternes Thal' von unermeßlicher Ausdehnung, wo den Seelen der Verstorbenen weder wohl noch weh sei, die zweite ging wieder in ein Thal, größer, finsterner, kälter, als das vorige, die Gestalten häßlicher; sie wurde über deren Zustand sehr bekümmert. Die dritte Reise führte in ein noch traurigeres Thal, wo es wechselnd unausstehlich kalt oder heiß ist, wo schreckliches Wehklagen und Zähneklappern herrscht: die Hölle, deren Bewohner sich gegenseitig verfluchen und aus der keine Erlösung ist.“ (Perty, S. 271)

Manchmal fast wie auf der Erde, möchte man also meinen.

„Dann werden zahlreiche Reisen in den Mond gemacht, der unserer Erde sehr

ähnlich ist, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, Wälder, schöne Gärten und Städte hat; der Mond ist ein Erziehungsort für Abgeschiedene, von denen sie mehrere kannte. Eine Stadt im Monde heißt Gethsemane; da sieht sie Lehrer in glänzend weißen Kleidern mit rosenrothen Schärpen. Eine Stadt im Merkur heißt Jeremia, eine in der Venus Jeniria, eine im Jupiter Gidon; dort sieht sie einen verstorbenen Bekannten; in einem Fixstern weit über der Sonne ist das neue Jerusalem, wo Gott wohnt. Immer ist eine Stadt schöner als die andere; die Seligen singen lauter lutherische Kirchenlieder. Sie sah in den Sternen Kräuter, die man dann im Küchengarten suchte und ihr brachte. Ein Beweis, daß sie in ferne Sterne verlegte, was sie in ihrer Umgebung sah.“ (Perty, S. 271)

Also, man sieht, liebe SF-Leserinnen und -Leser, die in unserer bevorzugten Literatur gehegten Träume sind alt und älter, als wir denken. Nur die Fortbewegungsmittel (siehe Raketen oder gar klaffende Raum- und Zeitlücken), sie haben sich geändert. Doch

sonst, Verzeihung, ist da nicht alles beim Alten geblieben? Freilich, der Wohnsitz Gottes (unter den Sternen) möchte denn doch etwas verwundern. Von den dort gepflückten Küchenkräutern (welche den irdischen sehr ähneln) einmal ganz abgesehen.

Die somnambule (also die mondsüchtige Schlafwandlerin, von Perty auch „Schlafwache“ genannt) „Magdalena Wenger aus Oberstocken, Kanton Bern“, „ein einfaches Bauernmädchen, geb. 1822“ hat der Autor, Maximilian Perty, „mehrere Jahre selbst beobachtet“. Von ihr erfahren wir hinsichtlich eines körperlichen Fortlebens im Jenseits folgende Anekdote (also eine kurze charakteristische Geschichte):

„Ihr sahet, sprach ich einmal zu ihr, die Abgeschiedenen mit Gestalten, gleichsam mit einem Leibe; wie erhalten sie denn einen solchen, nachdem ihr irdischer Leib zerstört ist?“ ‘Seht, erwiderte sie, es ist wie mit dem Stengel und der Wurzel einer Pflanze; der Stengel entspricht dem irdischen Leib, die Wurzel Seele und Geist; der Stengel vergeht, die Wurzel bleibt lebendig und treibt aus

sich wieder neue Stengel; so erzeugt auch der Geist wieder aus sich einen nun unvergänglichen Leib.’“ (Perty, S. 281)